



Vergißeinnicht 1910

3 (1910)

Vergißmichnicht.

Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.
Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Zahlungen und Sendungen
sind zu richten an:
Frater Edmund Küpper O. C. R.



Vertretung der Mission Mariannhill
in Köln a. Rh., Brandenburgerstr. 8.

28. Jahrgang.
Nr. 3.

Erscheint monatlich
und kostet
pro Jahrgang
Mk. 1.50,
direkt franco zu-
gelandt oder von
unsern Befördern
bezogen.
Ueberzahlungen
im Interesse der
Mission
sind willkommen.
Probenummern
gratis.

Wer diese Zeitschrift
bestellt, tut gleich-
zeitig ein gutes
Werk zu Gunsten
der armen Heiden
in Afrika.

Bestellungen
auf das
Vergißmichnicht
geschehen am ein-
fachsten auf dem
Abschnitt der
Zahlskarte oder
Postanweisung.

Postfach-Konto
Köln Nr. 1652.



Köln a. Rh.
März 1910.

Der **Keinertrag**
dieser Zeitschrift
wird nur für
Missionszwecke,
für die Ausbreitung
unserer heiligen
Religion ver-
wendet, weshalb
der Hl. Vater
Pius X. zu wieder-
holtenmalen allen
Wohltätern
unserer Mission
seinen apostolischen
Segen erteilt hat.

Beförderer des
Vergißmichnicht
werden an allen
Orten gesucht.

Für die Abonnenten
des Vergißmichnicht
als Wohltäter
unserer Mission
werden täglich in
der Kollegiatkirche
zu Mariannhill
2, oft 3 hl. Messen
gelesen.



Eine Wißbegierige.

Für alle Abonnenten und Beförderer des „Vergifmeinnicht“, als Wohltäter unserer Mission, werden in der Kollegiatkirche zu Mariannhill zwei, oft drei hl. Messen gelesen.

Berufung.

Ein artig Knäblein wohlgeborgen
Ruht in dem Bette blütenrein,
Indes der helle Maienmorgen
Zum Fenster lächelt froh herein.

Die Mutter steht am Lagerende,
Sie wartet, bis das Kind erwacht,
Sie faltet fromm die treuen Hände,
Sie danket Gott für gute Nacht.

Da naht sich leis' ein Strahl der Sonne.
Er klettert schnell zum Bettlein hin;
Dort macht er Halt, umspielt in Wonne
Des holden Knäbleins Mund und Kinn.

Nun wacht es auf, es schaut im Kreise —
Da ist die Mutter schon zur Seit'
Und küßt nach lieg'geword'ner Weise,
Die Kneiglein ihres Kindes beid'.

Sie hebt heraus es aus den Kissen,
Sie lehnt es glücklich an die Brust,
Indes, im unverständ'gen Wissen,
Das Kind genießt des Maien Luft.

Jetzt sieht es weithin etwas blitzen,
Dort hängt es, an der schmalen Wand,
Und schon auch möcht' es dies besitzen,
Schon streckt es aus die kleine Hand.

Das Silberkreuz, das will es haben
Und schnell die Mutter nimmt's herab;
„So magst du dich an diesem haben,
O bleib ihm treu bis in dein Grab!“

Die zarten Händchen fassen feste,
Sie pressen stark es an das Herz;
Und laut besagt die kleine Geste:
„Ich bleib dir treu in Leid und Schmerz!“

Da plötzlich zieht ein leises Ahnen
Durch Mutter's Herz, durch Mutter's Sinn,
Sie hört des Gottes ernstes Mahnen:
„Gib deinen Sohn einst ganz mir hin!“

Und heiße Tränen fließen nieder,
Die Mutter bringt ihr Opfer dar.
Sie drückt das Kind und küßt es wieder,
Sie wird es schützen manches Jahr.

* * *

Und wieder lacht ein Maienmorgen,
Da bringt „das Opfer“ jetzt der Sohn.
Die Mutter fühlt sich wohlgeborgen,
Sie kniet mit ihm vor Gottes Thron.

Hubertus-Kraft Graf Strachwitz.

Eine freudige Ueberraschung.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.

Ezenstochau. — War das eine Freude und ein Jubel auf unserer Missionsstation, als am 31. Juli v. J. der Hochw. P. Balduin Reiner, und am nächsten Abend darauf der Hochw. P. Innocenz Buchner hier eintrafen! — Wie schon in der Oktober-Nummer unseres Blättchens angedeutet, waren die beiden Patres im Dezember 1908 als Delegaten des Missionsklosters Mariannhill nach Rom abgereist. Wohl hatten wir inzwischen gehört, sie seien am 25. Juli 1909 wieder wohlbehalten im Mutterhause eingetroffen, allein niemand von uns ahnte, daß wir die beiden Patres so schnell hier in Ezenstochau sehen sollten; daher war aber auch die Ueberraschung bei weiß und schwarz um so größer.

Mit ungeheuchelter Freude eilten alle dem Gefährt entgegen, und die Kinder lärmten und jubelten, daß beinahe die Pferde schrien. Ja, es war ein frohes, glückliches Wiedersehen!

Volle, ungetrübte Freude ist auf Erden allerdings fast nie zu finden; so auch hier. Tags zuvor hatten wir durch ein Telegramm erfahren, daß die Missionsstation Ezenstochau den teuren ehrw. Vater Ger-ard Wolpert, der inzwischen vom hl. Stuhle selbst zum ersten Propst von Mariannhill ernannt worden war, verlieren sollte. Das war ein bitterer Wermutstropfen; denn wir waren an die gesegnete Wirksamkeit unsers ehrw. Vaters, der anderthalb Jahr-

zehnte hindurch persönlich die Ezenstochauer Mission leitete, nur allzu sehr gewöhnt. Daß nun aber trotzdem der allgemeine Jubel bei der Ankunft der beiden Patres so stürmisch zum Ausdruck kam, ist ein eloquenter Beweis dafür, welch' großer Beliebtheit auch sie sich erfreuen, die ebenfalls viele Jahre hindurch in der hiesigen Mission tätig waren.

Kaum hatte P. Balduin sein Zimmer betreten, da ging seitens der Kinder ein neues Drängen, Bitten und Fragen los; kam doch der gute Baba von Europa, das für die Schwarzen ein wahres Märchenland ist, und hatte ihnen sicherlich gar vieles und Schönes zu erzählen. Ihre ersten Fragen galten, wie das bei unsern Christen immer der Fall ist, dem hl. Vater in Rom. Von ihm wollten sie alles ganz genau wissen: ob er wirklich auch an sie gedacht und nach ihnen gefragt habe und ob er sie auch liebe usw. Als ihnen nun P. Balduin die Versicherung gab, ja der hl. Vater in Rom habe auch nach seinen schwarzen Kindern in Afrika gefragt, er liebe sie alle gar sehr und sende ihnen seinen hl. Segen, da klatschten sie in heller Freude in die Hände und begannen mitten im Zimmer zu springen, zu jubeln und zu tanzen.

Die beiden Patres hatten von Europa und speziell von Rom verschiedene Bilder, Photographien und Ansichtskarten mitgebracht, und die Kinder wurden nicht müde, dieselben immer wieder und wieder anzuschauen und stellten in maßlosem Staunen über all diese Wunderdinge tausend Fragen. Alles war ja so schön, so neu und fremd, die großen Häuser und

Baläfte, die herrlichen Kirchen, die Eisenbahnen, Dampfschiffe und hundert andere Sachen. Ganz besonders aber interessierte sie Zeppekins prächtiges Luftschiff! Hätten ihnen die beiden Patres nicht wiederholt versichert, es sei das wirklich so und sie hätten es mit ihren eigenen Augen gesehen, so hätten sie es gar nicht geglaubt. Wie, die Weißen in Europa sollten in einem großen herrlichen Schiff lustig und frei, wie ein Vogel in der Luft umeinander fliegen? Das gab's ja nicht einmal im Märchen vom „geflügeltsten Drachen!“ —

Als ihnen aber P. Balduin von den guten weißen Leuten in Europa zu erzählen begann, von unsern teuren Verwandten und Bekannten jenseits des großen Meeres, und von all den edlen, hochherzigen Wohltätern, die sich so freundlich und teilnahmevoll nach den Schwarzen in Afrika erkundigt hätten, da schim-

ihrem Schlafkammerchen lag, übergaben sie die schönen Sachen mir, der Schreiberin dieser Zeilen, und begannen, noch ganz außer Atem vor Hast und Freude, zu berichten, der Hochw. P. Balduin sende alle diese Geschenke der Schwester Koletta, denn sie wisse immer am besten, wie alles zu verwerten sei, zumal jetzt, da gerade mehrere Hochzeiten vor der Tür ständen und verschiedene Marienhausmädchen eine kleine Ausstattung erhalten sollten.

Bei letzteren Worten leuchteten die Augen Kamillas hell auf, kein Wunder, denn auch sie, die nun seit beinahe 19 Jahren auf unserer Missionsstation weilt, ist „Braut.“

Die Freude und Ueberraschung der guten Schwester Koletta selbst, die sich ja nie glücklicher fühlt, als wenn sie der Not der armen Schwarzen steuern kann, mögen sich unsere geehrten Leser und Leserinnen selbst



Gruppe von Schulfädchen.

merkte es feucht in den Augen der schwarzen Kinder. Ihre kindliche Liebe wuchs und brach vollends in ein lautes Loben und Preisen dieser abelungu abanomusa kangaka (dieser überaus lieben und guten Weißen) aus, als eine große schwere Kiste mit allerlei nützlichen Gaben und Spenden ankam, die P. Balduin von mehreren guten Wohltätern, namentlich aber von einem gewissen Fräulein Lina Bischofsberger aus Saulgau erhalten hatte.

Kamilla, Maria Elisabeth und Heriberta, drei brave Marienhausmädchen, durften beim Auspacken der Kiste helfen. Da gab es nun ein Schauen, Staunen und Verwundern über all die schönen und nützlichen Sachen, die da zum Vorschein kamen! Als sie aber die Werbung erhielten, alles miteinander ins Marienhaus zu tragen, damit ihre gute Mutter, Schwester Koletta, darüber weiter verfüge, kannte ihre Freude und ihr Jubel einfach keine Grenzen mehr. Ueberreich mit den mannigfachen Geschenken bepackt, flogen sie gleichjam die steile Anhöhe herab dem Marienhaus zu. Da Schwester Koletta eben krank in

ausmalen. Die gute, pechschwarze Heriberta hatte so unrecht nicht, als sie bei Uebergabe des letzten Päckchens unter schelmischem Lächeln meinte: „Jetzt wird aber unsre Ma (Mutter) bald wieder gesund werden, denn unverhoffte Freude ist die beste Medizin.“

In später Abendstunde standen alle unsere Marienhausmädchen — ihre Zahl beläuft sich gegenwärtig auf 49 — beisammen und erzählten einander immer wieder von den vielen schönen Sachen, die von den guten weißen Wohltätern jenseits des Meeres gekommen seien, und beratschlagten sodann, was sie denn tun sollten, um diesen hochherzigen Leuten gebührend zu danken und ebenfalls eine kleine Freude zu machen. „Beten, recht beten muß man für sie,“ meinte die fromme Augustine; „ja, das wollen wir,“ stimmten alle bei, schloßten aber zugleich in hellem Jubel dem Vorschlage der klugen M. Elisabetha bei, an die Wohltäter in Europa einen langen schönen Brief zu schreiben. Sie verstanden zwar deren Sprache nicht, aber für die Uebersetzung ins Deutsche würde schon Schwester Lehrerin sorgen.

Gesagt, getan! Zuerst wurde allseitig erwogen, und besprochen, was man denn alles Schreiben sollte dann sagte Veronika, die unseren Lesern schon längst

bekannte schwarze Lehrerin, deren Gedanken in folgenden Worten zusammen:*)

Nkosazana etandekayo!

Sajabula kakulu impela, ngomhla kufika u Baba u Fr. Balduin, wasizekela izindaba ezinhle zapetsheya nangabantu labo abahle nangemisebenzi yabo emihle abayenzayo kubantu abampofu.

Batshengisa ngempela, ukuti bang'abantu abalungileyo, saze safisa ukubabona, sihlale nabo!

Anduba ngesikathshana kwafika ibokisi lake u Baba; salilungisa sakipa impahla. Wou, samangala sibona impahla enhle eningi kangaka, sabuza ukuti ubani owatuma konke loku na?

Wasitshela, ukuti konke kuvela kobanibani, anduba wati, i Nkosazana etile u Lina Bischofberger yatuma okuningi, nabanye basizile.

Au, samangala ngomusa wako 'Nkosazana etandekayo, nalabo abakusizile kulo msebenzi omuhle, owenzile kitina abantwana abamnyama bas'e Afrika, ungasazi nokuti sing' abantu abanjani!

u Baba wanika konke i Nkosazana yetu u Sr. Coletta, wati kuhle asijabulise ngako ngo Kisimus, uma sihlonipa.

Sajabula sambonga nokumbonga u Rev. Fr. Balduin! Nkosazana yajabula yacitsh' ukukala izinyembezi, ngoba konke kwafika igula ilele embedeni; yajabula impela ibona, ukuti inamandhla ukujabulisa abantwana bayo.

Po-keasazi, ukuti wena sizokubonga siti — ni, ukupela uma sinamandhla sizobonga u Nkulunkulu ote ngesandhla sako wasitumela konke loku!

'Nkosazana enhle, ungakacabangi ukuti ukwenze loku ngeze; u Nkulunkulu wayekwazi wabona isibomu sako esihle.

Kutiwa okwenza okuncane komunye ompofu utola umvuzo en Kosini yapezulu.

u Jesu-Kristo uti emibalweni eyingwele: banenhlanhla abanomusa ngoba bayozuza umusa.

Ngako siyazi, ukuti aukwenzanga ngeze ngempela ngelinye ilanga uzotola umusa ku' Nkulunkulu, kanye nalabo bonke abakusizile kulo msebenzi omuhle.

Impahla enhle kangaka, imibalabala, engeko neze lapa e-Afrika.

Siyatembisa ngempela ngezinhliziyo ezibongayo, ukuti sokukumbula njalo emitandazweni yetu, ukuba utole umvuzo womusa nomgele ezulwini, nakuba lapa singenamandhla ukuba sikubone ngamehlo etu, siyatamba ukuti sobonana pezulu!

u Baba lowo pela u Rev. Fr. Balduin Reiner usesishiyile waya e Mhlatuzana, sahlala naye izinsukwana nje, anduba wahamba no Baba u Rev. Father Gerard Wolpert, abamtatile naye. Manje sihlala no Fr. Innocent Buchner, no Fr. Emanuel Hanisch;

Vielf geliebtes Fräulein!

Groß überaus war in der Tat unsere Freude an dem Tage, da unser Vater P. Balduin ankam, und uns so viel Schönes erzählte von dem Lande da drüben und von den guten Leuten daselbst und den frommen Werken, die sie üben gegen die Armen.

Sie zeigen in der Tat, daß sie edelgestimmte Menschen sind. O könnten wir sie doch sehen, und persönlich bei ihnen weilen!

Nur darauf kam eine Kiste für den Vater an; wir durften sie zurecht machen und die Sachen herausnehmen. Hei, wie staunten wir über die vielen und schönen Sachen, und fragten, wer denn all das geschildert habe?

Er sagte uns, woher alles komme; das meiste habe ein gewisses Fräulein Lina Bischofberger gespendet, aber auch manch' andere hätten geholfen.

O wie wunderten wir uns über Deine Güte liebwertes Fräulein, und über all jene, die zu diesem guten Werk beigetragen haben für uns schwarze Kinder Afrikas, die ihr doch gar nicht kennt!

Der Vater gab alles unserer Schwester Coletta und sagte, sie dürfe uns damit an Weihnachten eine Freude machen, wenn wir recht brav seien. Wie freuten wir uns da und dankten mit großem Danken unserem Hochw. Vater Balduin! Aber auch die Schwester freute sich so sehr, daß sie fast in Tränen ausgebrochen wäre, denn all dies kam an, als sie krank im Bette lag; nun wußte sie hoch erfreut, wie sie uns Kinder beglücken könne.

Wie wir aber Dir gebührend danken sollen, wissen wir gar nicht und können es nicht sagen; soweit es aber in unserer Kraft steht, wollen wir Gott, dem Großen, Großen, danken, daß er uns durch Deine Hand dies alles geschildert hat!

Gutes Fräulein, glaube ja nicht, daß Dein Tun vergeblich sei, Gott sieht und kennt deine gute Absicht.

Reicht es doch, daß wir für das Geringste, das wir für die Armen tun, unsern Lohn empfangen vom Herrn dort oben; und Jesus Christus sagt in der hl. Schrift: Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.

Wir wissen daher, daß Du es fürwahr keineswegs umsonst getan, denn eines Tages wirst Du Gottes Huld erlangen, sowie all jene, die zu dem guten Werke beigetragen.

So wunderschöne Sachen waren es und so buntfarbige! So was gibt es wahrlich nicht in Afrika.

Wir versprechen Dir mit dankerfülltem Herzen, Deiner in unserm Gebete beständig zu gedenken, damit Du Deinen Lohn bekommst und Gnade und die Himmlskrone. Können wir Dich auch hier nicht sehen mit unsern Augen, so hoffen wir doch auf ein freundliches Begegnen dort oben.

Jener Vater, der Hochw. P. Balduin Reiner hat uns jetzt verlassen; er ging nach dem Umhlatuzane (Mariannhill); wir waren nur kurze Zeit beisammen, dann ging er mit unserm Ehrw. Vater Gerard Wolpert; den haben sie uns auch genommen. Jetzt leben wir mit

*) Wir geben den vollen kaffrischen Text in nebenstehender Uebersetzung wieder, obgleich es schwer hält, im Deutschen den zarten, kindlich-innigen Ton wiederzugeben, der dem kaffrischen Originale eigen ist.

sihlele kahle nabo, siyabatanda nakuba sisakumbula njalo labo abasishiyile.

Aike siyambonga pela u Nkulunkulu, odalile abantu abahle, bokusiza abahlupekayo lapa emhlabini.

Siyakonza kakulu impela kuwe sonke! Kungati isandhla senKosi singaba nomusa kuwe njalo, sikhonde, uz'upume kulelizwe ufike ekaya elihle lompefumulo.

Sala kahle! Yitina abantwana bas e Centokow kuwe Lina Bischofberger.

P. Innocenz Buchner und P. Emanuel Hanisch schon zusammen, ob schon wir oft deder gedenken, die uns verlassen haben.

Im übrigen danken wir Gott, daß er so gute Leute erschaffen, welche gern den Notleidenden auf Erden helfen.

Wir grüßen Euch alle recht sehr. Möge die Hand des Herrn über Dir sein allezeit und Dich beschützen, bis Du diese Erde verlässest und hinauf kommst in jenes Land, welches ist die schöne Heimat der Seelen. Lebe wohl! Wir, die dankbaren Kinder Ezenstochaus, an Dich, Lina Bischofberger.



Kinderlust. (Text Seite 66.)

Wir haben dem einfachen, aus kindlich dankbarem Herzen kommenden Briefe nichts beizufügen, und wünschen nur, daß er den geehrten Lesern und Leserinnen des Bergheimnichts, speziell aber seinen Adressaten eine rechte Freude mache.

Daß P. Balduin nur wenige Tage hier in Ezenstochau blieb, um zugleich mit unserem ehrw. Vater Propst Gerard Wolpert nach Mariamhill zu gehen, haben die Kinder in ihrem Briefe bereits erwähnt. Es war ein stiller, wehmützvoller Abschied, als die beiden Väter am Morgen des 11. August 1909 den Wagen bestiegen, um für immer von hier zu scheiden. Nun wie Gott will! Dem Interesse des Ganzen haben sich immer die Wünsche der einzelnen zu fügen.

Unser gegenwärtiger Superior ist der manchem Bergheimnichtsleser persönlich bekannte Hochw. P. Innocenz Buchner, dem der Hochw. P. Emanuel Hanisch als treuer Mitarbeiter zur Seite steht. Möge auch fernerhin Gottes Segen auf unserem gesamten Missionswerke ruhen!

Meine Vorsätze.

Vom + Abt Franz Pfanner.

(Schluß.)

Schon zehn Jahre hatte ich in Bosnien gearbeitet, und es schien, daß es so fortgehen werde, als ich wieder zum Generalkapitel nach Frankreich reisen mußte. Am Sitz des Generalvikars in Septfonds angelangt, waren nach der Begrüßung die ersten Worte des Generalvikars: „Diesmal werden wir das Priorat Marianstern zur Abtei erheben!“ —

Des andern Tags hatte ich mich aber um 9 Uhr früh schon verpflichtet, nach Südafrika zu reisen, um daselbst ein neues Kloster zu gründen. Daß ich dabei auf dem Wasser fahren müsse, war mir gar nicht eingefallen, und als mir nachher der große Voratz einfiel, war er längst zu Wasser geworden. Der kleine Dampfer, den wir zur Ueberfahrt benutzen mußten, war volle sechs Wochen auf dem Weg. Entsetzlich habe ich da wieder gelitten; doch ich tröstete mich mit dem Gedanken: „Es ist dies zum letztenmale; du bleibst dann für immer in deinem Nest, das du dir in Afrika bauen wirst; und sollte Gott geben, mehrere Klöster in Afrika zu gründen, so ist es groß genug.“

du brauchst nicht mehr einen anderen Weltteil über dem Meere aufzusuchen.“ — Wer lacht heutzutage nicht über diesen meinen Voratz? Und ich selbst muß darüber lachen.

Vor Ablauf eines Jahres wurde ich zum Generalkapitel nach Paris gerufen. Unser Brotvater, der Bischof, der uns in Afrika erhalten sollte, war selbst mittellos geworden. Also schwere Not in Israel! Ich mußte zum Bettelsack greifen und hatte dabei meine liebe Not, meinen alten Wohltätern und Freunden klar zu machen, weshalb ich denn nicht in Bosnien geblieben und eine Neugründung im fernen Afrika angefangen hätte.

Ferner galt es, in Südafrika rasch neue Wege zu bahnen. Ich ließ meiner Klostergemeinde zu Dunbrody zum Abzug blasen und befahl ihr, zwei Tage reisen weiter am Indischen Ozean hinaufzudampfen. Damit war aber meinen Leuten noch nicht geholfen; ich mußte ihnen sofort von London aus nach Natal nachfahren. Um da nach einer Seerkrankheit noch etwas zu fragen, war einfach keine Zeit.

Hier muß ich aber einschalten, daß ich kurz vor dieser Fahrt nach Natal eines schönen Nachmittags schnell einen Sprung nach Nordafrika machte. Des anderen Morgens um 4 Uhr war ich schon drüben in Algier und zwar ohne Ueblichkeit, weil die See ruhig war. Man hatte mir in Südafrika öfters zu verstehen gegeben, daß die französischen Trappisten im wasserlosen Algier glänzende Geschäfte machten, und stellte mir diese als Muster vor. Das ließ sich der „Schwabe“ nicht zweimal sagen; ich wollte mir die Sache doch mit eigenen Augen ansehen, bevor ich zugestand, daß der deutsche Trappist vom französischen im irdischen Kulturkampf übertroffen werde. Ich will nicht alles ausplaudern, was ich dort fand; ich sage nur: Die Trappisten in Algier hatten Hilfsmittel, die mir und meinen Brüdern in Südafrika nicht zur Verfügung standen. Die Hauptsache war die, daß sich in der Nähe des Klosters eine große Anstalt für Soldatensträflinge befand. Diese Sträflinge verrichteten alle Feldarbeit, und ein Duzend Brüder machte dabei die Aufsicher. Dazu hatte Napoleon allen Grund und Boden umsonst gegeben, hatte ihnen die Klosterbauten hergestellt und sie mehrere Jahre hindurch mit allem Nötigen versorgt. Damit will ich jedoch keineswegs leugnen, daß auch diese unsere französischen Brüder viele Verdienste aufzuweisen haben und daß sie unsere volle Hochachtung verdienen. Während der Nacht fuhr ich wieder nach Marseille zurück; von da ging es im Blißzug nach Paris, wo meine Freunde unglaublich staunten, daß ich in diesen wenigen Tagen in „Afrika drüben“ gewesen sei.

Nach diesem Seitensprung gehen wir hinunter ans andere Ende von Afrika, nach Natal. Da gab's nun viele Arbeit. Meine dreißig Brüder waren, wie oben angedeutet, von der Kapkolonie nach Natal gezogen, hatten aber daselbst weder eine eigene Hütte, darin zu wohnen, noch einen Quadratfuß Land, den sie ihr eigen nennen konnten. Doch konnte ich da — Gott sei es gedankt — schnell Abhilfe treffen. In wenigen Tagen war eine Farm gekauft, und wurden Zelte darauf errichtet; das war der Anfang vom jetzigen Mariannhill. Kaum war der Grund zum neuen Kloster gelegt, so mußte ich schon wieder zurück nach Europa. Ich mußte vom Kloster in Bosnien mehr Brüder auswählen, mußte auf mein Priorat in Mariastern ver-

zichten und noch manch anderes tun, was sich schriftlich nicht abmachen ließ. Also wieder auf die hohe See, trotz meines hl. Voratzes, nicht mehr auf's Wasser zu gehen. Wenige Monate später fuhr ich mit neuen Brüdern, Postulanten und Geld bepackt und behaftet wieder nach Südafrika zurück. Bei dieser Fahrt hatte ich Zeit, nachzuzählen und auszurechnen, wie oft ich den Voratz gebrochen, kein Schiff mehr zu besteigen.

Fünf Jahre später rief mich der Generalvikar abermals zum Ordenstapitel; diesmal nach Port du Salut, im Westen von Frankreich. Also wieder zwei Fahrten über den Atlantischen und Indischen Ozean; doch damals war ich schon ganz verstockt, wie es bei manchen geht, die schon oft gegen ihre Vorätze flüchtig gesündigt haben. Ich kam jetzt soweit, daß ich mir vornahm, gar keine Vorätze mehr zu machen.

Zurzeit, da ich noch Vorätze machte, hatte ich außer meinem negativen „Wasservoratz“ auch einen positiven gemacht und zwar wegen meiner Grabstätte. Als ich das erstemal an eine solche dachte, war ich in Baselstauden, wo ich meine erste seelsorgerliche Anstellung hatte. Meine fortwährende Kränklichkeit brachte mich auf Sterbegeanken. Ich kaufte mir eine Grabstätte außerhalb der Mäuer der Kirche; sie hatte Raum für eine zweite Leiche, eventuell für meine Schwester Kreszentia, die Haushälterin bei mir war. Das hieß doch so viel als: „Hier in Baselstauden will ich leben und sterben.“ Meine Schwester wohnt jetzt, da ich diese Zeilen schreibe, an der Nordsee, und ich bin so weit im Süden. Mit dem Voratz war's also absolut nichts.

In Agram wollte ich nie bleiben, habe also dort auch an keine Grabstätte gedacht. Ich sah mein Wirken bei den dortigen barmherzigen Schwestern immer nur als einen provisorischen Zustand an. Als ich aber als Postulant von Heimbach den Buchenwald nach dem Trappistenkloster Mariawald hinaufschritt, dachte ich an nichts anderes als: „Hic dormiam et requiescam,“ hie will ich den Todeschlaf machen und ausruhen von meinen Mähen. Wer sollte an der Ausführung eines derartigen Voratzes zweifeln? Das Kloster war erst seit wenigen Jahren neu errichtet, hatte also keine Aussicht auf einen ausfliegenden Bienenstock; mich aber hatte man damals als Schwindjuchtkandidaten erklärt. Wie oft bin ich im Klosterkirchhof betend auf und abgegangen, und habe mir dabei im stillen ein Plätzchen zur ewigen Ruhe ausgesucht. Meinen Voratz, mich dort zu betten, hat aber Gott ebenfalls zu Wasser werden lassen.

Noch viel natürlicher schien der Voratz, im neu gegründeten Kloster Mariastern zeitlebens zu bleiben und dort mein Grab zu finden. Denn jenes Kloster kostete mich unsägliche Mühe, und wieviele Sterblichkeiten hatte ich in diesem Lande, welches damals noch zur Türkei gehörte und wo man von einem geordneten Gezeuwesen fast nichts wußte, auszusuchen! Ich war der Gründer, war zuletzt mit allen Verhältnissen vertraut und wurde allgemein für unentbehrlich gehalten. Doch es kam bekanntlich anders, und auch mit meiner Grabstätte in Mariastern ist es nichts geworden.

Als ich später in der „Gartenkolonie“ Natal die Fundamente vom heutigen Mariannhill legte, war ich schon 57 Jahre alt, also in einem Alter, in dem man gewöhnlich keine großen Sprünge mehr macht. Da ergab es sich von selbst, daß ich mir mit der letzten Sünde

auch meine Grabstätte fixierte. Es war dies das schatzenreiche Plätzchen unter dem breitästigen wilden Feigenbaum, der zwischen dem Schwesternkonvent und dem Trappistenkloster steht. Dort — so war mein Voratz — wollte ich bei meiner Auferstehung meinem lieben Herrn und Heiland begegnen und müßte ich auch, um ihn zu sehen, wie Zachäus auf die hohe Sykomore hinaufklettern.

Werde ich diesen Voratz in Ausführung bringen können? Die Zeit wird es lehren. Gegenwärtig ist die Sache schon etwas zweifelhaft geworden, siße ich doch schon seit Jahren gegen 100 englische Meilen von Mariannhill entfernt, hier in Emaus, in Ostgrigua-

welt in der Geschichte Süd-Afrikas sein Andenken mindestens ehren. Hier nun ruhet vorläufig der einst so tätige Mann, das „perpetuum mobile,“ um vielleicht nach Jahren in einer zukünftigen Kirche Mariannhills eine würdigere Ruhestätte zu finden. Um solches dann leichter bewerkstelligen zu können, sind die Gebeine des teuren Verstorbenen in doppeltem Sarge und in einem gemauerten Gewölbe von Ziegelsteinen gut aufgehoben. Dort unter dem kühlen Schatten des wilden Feigenbaumes, in der Mitte derer, die ihnen im Frieden vorangegangen sind, zwischen ihren einstigen Untergebenen, Patres, Brüdern, Schwestern und einer zahlreichen schwarzen Christengemeinde,



Grabstätte des P. Franz unter dem Feigenbaum in Mariannhill.

land und werde ich aller Wahrscheinlichkeit nach auch hier meine Erdenpilgerschaft beschließen. —

Soweit der selige P. Franz; und, wie wir wissen, sind diese seine letzten Worte in Erfüllung gegangen. Er starb am 24. Mai 1909 in Emaus; doch drei Tage darauf wurde seine sterbliche Hülle im Mutterkloster Mariannhill unter dem oben erwähnten großen Feigenbaum zur letzten Ruhe bestattet. — So hat er also doch wenigstens diesen Voratz gehalten.

P.S. Wir sind in der glücklichen Lage, den vorstehenden Artikel des hochseligen Gründers der Mariannhiller Mission durch ein passendes Bild illustrieren zu können. Es gewährt einen Blick auf den Mariannhiller Kirchhof. Das mit Eisengitter versehene Grab ist das des nicht minder geschätzten 2. Abtes von Mariannhill, des hochseligen Amandus Schölzig gest. 29. Jan. 1900, des Gründers nächsten Nachfolgers, der ihm jedoch im Tod voranging. Rechts daneben, mit einfachem hölzernen Kreuze geschmückt, sehen wir den noch mit frischen Blumen geschmückten Grabhügel des großen Abtes Franz Pfanner. Unter diesem Namen wird die Nach-

ruhen zwei Männer im Tode friedlich neben einander, die einstens im Leben dem Charakter nach nicht weniger von einander verschieden waren als die vom Abten Franz geschilderten Bischöfe Fehler und Rudigier.

Mancher mag nun wohl denken: Warum hat man denn dem verdienstvollen Abten Franz nicht wenigstens ein ebenbürtiges Grabdenkmal gesetzt wie dem Abten Amandus? Geduld, lieber Leser, das wird schon noch kommen, vielleicht bekommt er noch ein besseres. Das Bild zeigt ja nur den Grabhügel wie er bald nach der Beerdigung aussah. Die Christengemeinden unserer Missionen sind aufgefordert worden, die Dankbarkeit gegen ihren größten Wohltäter (insofern er ihnen das Christentum vermittelte) auch dadurch kund zu tun, ihm ein ehrendes Denkmal zu errichten. Bereitwillig sind sie diesem Auftrage gefolgt, ihre Scherflein hierzu zusammen zu legen. Die Sache ist auf gutem Wege. Ohne Bestimmtes mitteilen zu können, glaube ich annehmen zu dürfen, daß für besagten Zweck ungefähr 1000 Mark von den Schwarzen allein gesammelt werden. Außerdem haben manche ältere Christen, die dem hohen Verstorbenen einstens

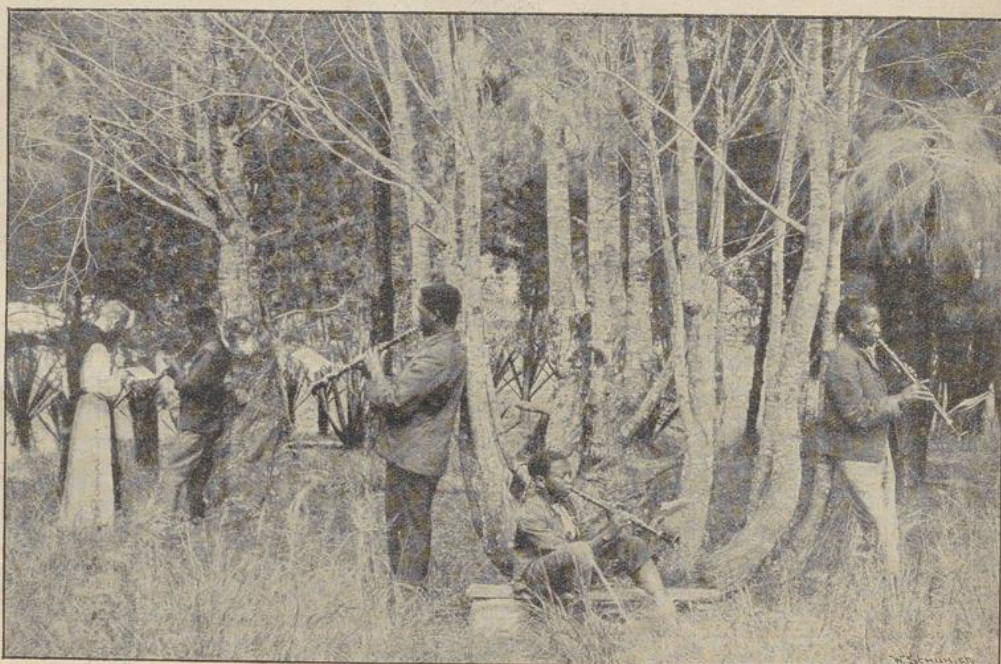
näher standen, Meßstipendien aufgebracht, (die nebenbei bemerkt von dem hochwürdigen Herrn Bischof dort auf 2,50 M. festgesetzt sind), dem hochverehrten Vater aller, auch ihrerseits durch Vermittelung mancher hl. Messe in kindlicher Dankbarkeit nach dem Tode zu Hilfe zu kommen. Hoffentlich werden wir später noch mal auf das ange deutete Grabdentmal zurückkommen. R. I. P.

Unsere Dorfschule.

Von Schw. Engelberta, C. P. S.
(Fortsetzung.)

Gzenstockau. — Ich habe das vorigemal unsere geehrten Leser und Leserinnen von dem braven „Hansferl“ erzählt, der durch Vermittelung des hl. Joseph auf ein neues Höschen hofft, und von seiner Schwester Pelagia, die auch recht arm an Kleidchen, aber überaus

und das ist nicht jeden Tag der Fall — in seines Vaters alten, verschliffenen Rod gehüllt, der ihm bis an die Knöchel reicht. Dieser Noahs-Mantel ersetzt ihm alles; Hemd, Jacke und Beinkleid; und damit er um die Mitte besser schließe, gürtet sich Kasperl mit einem Grasstrid höchst eigenen Geflechtes. So stolziert der kleine Gerngroß — denn das ist er — unter seinen Mitschallern umher und fühlt sich schon als ganzer Mann. Was sollen auch diese winzigen, armseligen Kinderstöckchen, wie sie die anderen noch tragen, bedeuten im Vergleich zu seinem „Mantel?“ Auch seine ganze Denk- und Handlungsweise hatte etwas Großzügiges an sich. Der Schule konnte er bisher keinen rechten Geschmac abgewinnen; es kam ihm offenbar alles so kindisch, so nichts jagend und so unbedeutend vor. Die kleinen schwarzen Dingerchen da in seinem Buch — von den übrigen Leuten Buchstaben genannt — und



Musikübung im Walde.

reinlich, und sparsam ist. Im Gegensatz zu diesen beiden habe ich allerdings auch anders geartete Kinder in meiner Tageschule. Da sind z. B. ein paar Hirtenbuben, die sich auch zuweilen in die Schule verirren. Die schauen so schmutzig und zerlumpt her, daß ich oft nicht weiß, ob ich sie unter den andern Kindern dulden soll oder nicht. Doch hierzulande muß man, um das Uebel nicht noch größer zu machen, oft mehr als ein Auge zudrücken. An der Hose fehlt ein halbes Bein, an der Jacke ein ganzer Ärmel, von einem Hemd ist überhaupt keine Rede; und dies alles halten die losen Jungen für so selbstverständlich, daß sie gar nicht begreifen, was man denn immer an ihrem „Anzuge“ aussetzen habe. Haben sie doch Jacke und Hose an, während mancher ihrer Kameraden draußen auf den Bergen in einer bloßen umtsha (Lendenschürze) herumläuft! —

Ein besonders komischer Junge ist mein kleiner siebenjähriger Kaspar, an dem ich schon manchen Spaß erlebte. Er ist, wenn er zur Schule kommt —

dieses feine Gefrigel auf der Schiefertafel, welchen Jwed sollte denn all das haben? Damit konnte doch kein vernünftiger, praktischer Mensch was anfangen. Dazu das ewige Sigenbleiben und sich nicht rühren dürfen, das war einfach nicht zum Aushalten. Da war es doch etwas ganz anderes, wenn er draußen als freier Mann hinter seinen Ochsen, Kühen und Kälbern herspazierte und sie auf die fetteste Weide trieb. Wie ging ihm da so weit das Herz auf, wie frei und ungezerrt so ante er da wieder atmen, singen und springen, und was war dies Herrliches im Vergleich zur dumpfen langweiligen Schule! Wäre nicht sein Vater (Kosmas) so streng hinter ihm gewesen, so hätte er sicher Tag für Tag die Schule „geschwänzt“. Er tat es auch so noch manchmal, d. h., so oft der Vater nicht zu Hause war.

Kurz, als einem A-B-C-Schützen kann ich meinem Kasperl kein großes Lob spenden, und doch ist er sonst ein wahrer Nimrod vor dem Herrn, nämlich auf der Mausejagd. In diesem edlen Genre sucht

er vielfach seines gleichen. Jüngst oblag er dem Waidwerk mit solchem Eifer, daß er um eine volle Stunde zu spät in die Schule kam. Ich hatte ihn schon längst vermißt und fragte mich wiederholt, wo denn mein waderer Kasperl heute stecke. Wahrscheinlich ist sein Vater wieder fort, so dachte ich mir, und deshalb schwänzt sein hoffnungsvoller Sprößling zur Abwechslung wieder einmal die Schule. Doch nein; siehe, da kommt er schließlich doch! Er läuft, daß ihm der helle Schweiß vom Leibe rinnt und gestikuliert mit seinen Stöcken in der Luft umeinander, daß ich ihn schon von ferne ansehe, er komme wieder von der Mäusejagd; so war es denn auch gewesen, Kasperl war auf der Mäusejagd und hatte heute einen besonders guten Tag gehabt. Trug er doch um seinen Hals eine Schnur voll großer, fetter Mäuse, während er fünf andere an den Schwänzen in der Rechten hielt.

So stellte er sich vor mich hin; er atmete tief und atmete schwer, blickte mich mit seinen großen schwarzen Augen fragend an und wartete der Dinge, die da kommen sollten. Sein kleines Herz war offenbar noch voll vom berechtigter Siegesfreude, andererseits drückte ihn aber doch das Gewissen. Er war in die Schule zu spät gekommen, und das durfte und sollte nun einmal nicht sein. Er wußte, wie unbestechlich streng die Inkosazana in diesem Stück nun einmal war. Welchen Standal wird sie jetzt wieder aufschlagen? Vielleicht greift sie gar nach dem Stock, um ihm auf die siegreiche Rechte, mit der er soeben über ein Duzend Mäuse erschlagen, so und so viele Handstreichs zu verabreichen. — Doch halt, da kommt ihm ein rettender Gedanke! Seine Rechte ist ja mit Schätzen beladen! Damit kann er sich die halbe Welt erobern, kann ein steinernes Herz erweichen. Er löst also von den fünf Mäusen, die er in der Hand hält, die größte und fetteste los und bietet sie mir mit verhängnisvollem Blick als „Morgenimbis“ an.

Wie, die Lehrerin zögert, so ein Präsent anzunehmen? Gibt es überhaupt beim Schwarzen eine größere Beleidigung, als ein Geschenk zurückzuweisen? — Und die großen Mädels da hinten, fangen noch an zu lachen? Kasperl wendet sich in tiefer Entrüstung um, doch da sieht er zu seinem Trost, wie aus den Augen seiner Schulkameraden ebenfalls heiliger Unwille blüht. Sie sagen zwar nichts, doch er versteht sie. So ein Präsent verschmähen! Eine Maus zurückweisen, so ein feines Tierchen mit dem samtigen Pelzchen, eine Jagdbeute, die auf glühende Kohlen gelegt und mit etwas Salz bestreut, einen Braten gibt, der einfach nicht seines gleichen hat! Da bleibt einem einfach der Verstand stille stehen.

Nun ich verstand mein Kasperl und die übrigen ehrentwerten Jungen schon. Von der Maus hielt ich mich zwar ferne doch erließ ich dem tapferen Jägermann die üblichen Handstreichs und begnügte mich damit, ihn ein halbes Stündchen „nachhaken“ zu lassen. Ob ihm zwar diese Milderung der Strafe ganz angenehm war, weiß ich nicht; denn es war doch nichts Kleines, eine volle halbe Stunde in der engen Schule sitzen bleiben zu müssen, während seine Spielkameraden schon über Berg und Tal waren, dazu noch heute, da er eine solch unerhörte Jagdbeute sein eigen nannte, die er schon längst am Feuer rösten und in Muße verzehren wollte.

Ganz anders als Kasperl, der Mäuseheld, ist der 6jährige Marianus geartet. Das dicke, kurze Büßchen ist noch so klein, daß es aufrecht stehen muß,

wenn es auf seine Schiefertafel schreiben will, denn die Schulpulte sind ihm viel zu hoch. Dabei schreibt er aber mit einer Aufmerksamkeit und einem Fleiß, daß ihm nicht selten die hellen Schweißtropfen auf der Stirne stehen. Nicht minder eifrig zeigt er sich im Rechnen. Jüngst ist ihm dabei allerdings ein kleiner Irrtum passiert. „Marianus“, fragte ich ihn, „wenn ich dir zwei Orangen gebe, und dann noch zwei dazu, wieviel hast du dann?“ — „Kuningi, genug!“ erwiderte er leuchtenden Blickes und hielt mir in Erwartung des seltenen Geschenkes beide Händchen entgegen.

Marianus ist immer sauber und nett gekleidet. An Wochentagen hat er ein langes, dunkelblaues Hemd mit weißen Sternchen, an Sonn- und Festtagen aber einen Matrosenanzug, der ihn allerliebste kleidet. Seine Eltern heißen Cyrillus und Sophia; beide besuchten einst unsere Missionschule und lassen es sich recht angelegen sein, ihre Kinder, deren sie nur fünf haben, gut zu erziehen. Allerdings wird es ihnen oft sauer genug, für dieselben alles Nötige herbeizuschaffen. Sie tun es gern, denn sie sehen, daß ihre Mühen und Opfer gut angebracht sind.

Einer Tages fragte ich meinen kleinen, fleißigen Schüler: „Marianus, was lernst du denn am liebsten in der Schule?“ — „Izindaba zika 'Nkulunkulu, (die Geschichte Gottes)“, entgegnete er prompt. „Warum denn?“ frug ich weiter. Da gab mir der sechsjährige Kaffernjunge folgende schöne Antwort: „Weil niemand den lieben Gott übertrifft und weil er mir alles gibt und mich überall sieht. Er sieht mich im Hause und im Garten, Isibaya (im Stalle) und sogar in einer Höhle, wo es ganz finster ist. Er sieht mich da droben, auf dem Umschlakeni-Berg und drunten im Umzimkulu-Flusse, onke, onke indawo, überall an jedem Ort sieht mich der liebe Gott!“ — „Seid wann weißt du denn das, daß dich der liebe Gott überall sieht?“ — „O kade, kade ngiyazi, o das weiß ich schon lange, lange; u Ma ungithshelile, die Mutter hat es mir gesagt.“

Ich kann nicht sagen, wie mich die Worte des braven Kleinen freuten. Also die Mutter hatte ihm dies gesagt, Sophia seine Mutter, die ich selber einst auf die hl. Taufe vorbereitete, und die volle acht Jahre hindurch die Schule besucht hatte! Ich habe überhaupt viele Kinder in der Tageschule, deren Eltern früher die Stationschule in Ezenstockau besuchten und die jahrelang zu meinen Füßen saßen. Es läßt sich denken, daß solche Kinder ungemein anhänglich an uns Schwestern sind; nicht selten kommt es vor, daß so ein Knirps, den die Mutter noch auf dem Rücken trägt, schon beide Arme nach uns ausstreckt; und auf die Eltern selbst können wir ganz anders eindringen, als dies bei Neulingen der Fall wäre. (Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Tagebuche.

Von Rev. P. Joseph Diegner, O. M. M.

(Fortsetzung.)

Emaus, 8. Februar 1909. — Alle älteren Vergessenen kennen wohl unseren wackeren Bauern. Er war vom Anfange an als fleißiger Arbeiter bei uns in Emaus, wurde hier getauft, gründete später ein eigenes Heim und kommt noch immer hier zur Arbeit, kurz er ist einer unserer bravsten und verlässigsten Christen. Sein Vater dagegen war noch immer Heide; er zählte zur großen Zahl jener alten

Raffern, welche Taufe und Bekehrung verschoben bis zum Tode. Solange sie noch bei Kräften sind, wollen sie die goldene Freiheit noch genießen, und schalten und walten nach freiem Belieben. Paul betete viel um die Sinnesänderung seines Vaters, doch die Erhörung seiner Bitte ließ lang auf sich warten; endlich aber kam die Stunde der Gnade doch.

Der schon hochbetagte Vater wurde krank und fühlte, daß es mit ihm zu Ende gehe. Paul erfuhr das und ersuchte mich daher, des Vaters Kraal aufzusuchen und ihn zu bewegen, die hl. Taufe zu empfangen. Ich stimmte mit Freuden zu und machte mich am nächsten Tag auf den Weg. Es war ziemlich weit; die Rückreise mit eingerechnet, brauchte ich mit meinen zwei Begleitern einen vollen Tag. Zum Glück hatten wir ein ausnehmend schönes Wetter, wenn auch die Sonne etwas heiß vom Himmel brannte; doch so etwas nimmt man, wenn es sich um die Rettung einer unsterblichen Seele handelt, gerne mit in den Kauf. Eine zeitlang ritten wir die Poststraße entlang, dann bogen wir ins Gebirge ab. Stunde auf Stunde ritten wir den steilen Bergabhängen entlang, und so und so oft waren wir genötigt, vom Pferde zu steigen. Mein Gaul hatte zudem die Eigenschaft, daß er mit beiden Hinterbeinen zu stampfen anfängt, so oft ihn eine Fliege belästigt. Da wir ferner alle drei des Weges unfundig waren, mußten wir oft nach der Hütte des Kranken fragen. Da kommt man aber bei den Raffern oft böß an. Der eine sagt uns, wir müssen hinunterreiten ins Tal; ist man dann auf halbsbrecherischem Wege, auf den man das Pferd mühsam nach sich ziehen muß, endlich glücklich angelangt, so erklärt ein zweiter Wegweiser, wir müßten auf einem anderen schmalen Ziegensteig wieder bergauf. Hier in diesen Bergen mit den vielen Einschnitten, Felsblöcken, Wasserläufen, Sümpfen, und Schluchten erfordert das Reiten eigene Kunstgriffe. Der Raffer allerdings ist von Jugend an dies alles gewöhnt und ihm ist es schließlich gleich, geht es bergauf oder bergab, auf ebenem Weg oder über Stock und Stein. So hatte z. B. einer meiner Begleiter ein noch junges Pferd und zwar ohne Sattel, doch deshalb ritt er unbeanstandet mit, zehnmal sicherer als ich, der ich mich nur schwer in diese echt afrikanische Gebirgswelt hineinfinden konnte.

Endlich nach etwa fünfständigem Ritte waren wir an Ort und Stelle. Wir trafen eine ganze Gesellschaft schwarzer Männer vor der Isibaya (dem Daksentraale) an. Auch der kranke Vater unseres Paul war darunter; er hatte einen großen Stein unter dem Kopfe und war in eine schmutzige Wolldecke eingehüllt. Ein altes, stark geschnittes Hemd war die einzige Kleidung, die er trug. Er hatte die Ruhr in vorgeschrittenem Stadium und klagte über Leibschmerzen. Im allgemeinen machte er auf mich den Eindruck eines schwer Kranken, der aber sich selbst die Gefährlichkeit seines Leidens nicht eingestehen will. Da hieß es rasch handeln, denn ich wußte nicht, ob ich ihn bei einem zweiten Besuch noch am Leben treffen würde; auch machte mir der weite, höchst beschwerliche Weg einen abermaligen Krankenbesuch innerhalb der nächsten Tage zur Unmöglichkeit.

Wir führten uns damit ein, daß wir jagten, sein Sohn Paul, — dem wir nebenbei ob seiner allseitigen Tüchtigkeit hohes Lob spendeten — habe uns von seiner Krankheit erzählt, und wir seien gekommen, ihm einen Besuch abzustatten und uns nach

seinem Befinden zu erkundigen. Dies schmeichelte den guten Alten sehr und bald hatten wir sein vollstes Vertrauen gewonnen. Nachdem wir uns sein Leiden mit aller Umständlichkeit hatten erzählen lassen, gingen wir auf unser eigentliches Ziel los. Wir machten ihm begreiflich, wie er viel ruhiger sein und daher auch viel besser schlafen könnte während der langen, langen Nächte, über die er sich vorher beklagt hatte, wenn er ein Christ wäre. Das gäbe ihm innerlich einen großen Trost, einen wunderbaren Frieden und eine ungeahnte Stärke. Man wisse auch nicht, wie sein Leiden noch enden werde, er sei schon auf Jahren und der Tod könne schneller kommen, als man glaube... kurz, unser wohlgemeinter Rat sei, er möge sich so bald wie möglich taufen lassen.

Wider Erwarten nahm er alles ganz willig an; auch sahen wir, als wir ein kleines Examen über seine religiösen Kenntnisse vornahmen, daß er vom Christentum bedeutend mehr wußte, als wir erwartet hatten. Offenbar hatte sein Sohn Paul schon öfters mit ihm über Gott, unseren Erlöser, über Sünde und Strafe, Himmel und Hölle usw. gesprochen, denn dies alles kannte er. Wir ergänzten daher den begonnenen Unterricht, soweit die Verhältnisse es erlaubten, und taufte ihn sodann, nachdem er die übrigen Bedingungen anstandslos erfüllt hatte, auf den Namen „Petrus.“ — So war also aus dem alten, wohl schon 70 Jahre alten Heiden Rugazola ganz unerwartet schnell ein Christ geworden. Da er schwer krank und offenbar schon dem Tode nahe war, spendete ich ihm zugleich die letzte Salbung. Im übrigen mußte ich ihn der göttlichen Vorsehung empfehlen, denn es war niemand da, der ihm in der letzten entscheidenden Stunde hätte christlichen Beistand leisten können; zur Station konnte ich ihn ebenfalls nicht mitnehmen, denn der Kranke war viel zu schwach, um den weiten Weg machen zu können. Er selbst war übrigens guter Dinge, bedankte sich für die hl. Taufe und gab uns die besten Grüße mit an seinen Sohn Paul, der sich über die ihm gewordene Gnade sicher höchlichst freuen würde.

Nach etwa 11/4ständigem Aufenthalt traten wir den Rückweg an, und die Sonne war schon untergegangen, als wir nach Hause kamen. Auf dem Wege kamen wir an einem Rafferndorfe vorbei, in dem mehrere wesleyanische Christen wohnten. Ich machte hier Halt, weil ich mein Brevier vollends beten wollte, während meine zwei Begleiter nach Emaus weiter ritten. Einer des Wesleyaner, der ziemlich gut englisch sprach, kam nachher auf mich zu und knüpfte eine Unterhaltung an. Nach den üblichen Fragen über woher und wohin lenkte er das Gespräch auf die Religion. Vor allem wollte er den Unterschied wissen zwischen Katholiken und Protestanten, und weshalb denn beide Religionen nicht gleich gut sein sollten. Ich sagte ihm, wenn er Näheres hierüber erfahren wolle, solle er zu mir nach Emaus kommen, hier fehle mir die Zeit zu langen Erklärungen und Auseinandersetzungen; nur auf ein paar Hauptpunkte könne ich ihn heute aufmerksam machen: die Protestanten gingen vielfach ihre eigenen Wege und erlaubten sich eine viel größere Freiheit als wir Katholiken, sie hätten keine Beichte, keine hl. Messe, verehrten weder die Mutter Gottes noch die übrigen Heiligen und gehorchten nicht dem Papste... Der Name „Papst“ war ihm ganz neu; er nahm sofort sein Notizbuch heraus, um denselben aufzuschreiben. Seine

Wissbegierde war indessen erwacht. Er fragte, ob er, wenn er zu uns nach Emaus käme, Arbeit und Verdienst fände. Ich konnte ihm das nur bedingungsweise antworten, da ich nicht wußte, ob unser Bruder Schaffner gerade eine passende Arbeit für ihn habe. Als aber der Mann erklärte, er verlange einen monatlichen Lohn von 4—5 Strlg. (80—100 Mark), sagte ich ihm, dann solle er nur in die Goldfelder nach Johannesburg gehen, solche Löhne bezahlten wir Missionare nicht. Was er nun tun wird, weiß ich nicht. Wir sind in Frieden von einander geschieden und es dürfte immerhin möglich sein, daß er sich wenigstens Nähe geben wird, den katholischen Glauben näher kennen zu lernen.

Zu Hause angekommen, erwartete mich schon Paul und fragte mit Bangen, wie es wohl mit seinem Vater stände. Wer beschreibt nun aber seine Freude, als ich ihm erzählte, er sei getauft, heiße nun Petrus und lasse ihn recht herzlich grüßen! Er ging sofort am nächsten Tage selber zu ihm, um ihm von ganzen Herzen zu dem großen, unerwarteten Glück zu gratulieren. Da waren nun Petrus und Paulus, Vater und Sohn, beieinander und sprachen gar lange zusammen über das Glück und den Frieden des hl. christlichen Glaubens. (Fortsetzung folgt.)

Unsere Missionsstation Poteni.

Von Dr. Johannes Hauptmann, O. M. M. (Schluß.)

Sobald die Kapelle fertig war, ging man daran, einen Bau aus Rasen aufzuführen. Ist das Wetter gut und der Rasen leicht zu stechen, so ist ein solches Haus schnell hergestellt. Auch hier ging alles flott voran, doch als die Wände schon in ziemlicher Höhe waren, setzte ein Regenwetter ein, das mit kurzen Unterbrechungen einen vollen Monat anhielt. Leider hatten wir weder Holz noch Wellblech, den Rasenbau zu schützen. Die Folgen kann man sich denken. Als endlich fürs Dach das nötige Material ankam, mußte man den angefangenen Bau an allen Enden und Ecken flicken und stützen und teilweise neu auführen.

Endlich war der Teil des Hauses fertig, der nach dem ursprünglichen Plan als Stall dienen sollte. Ganz konnte man den Bau nicht eindecken, weil der Fuhrmann nicht alles Bauholz von der nächsten Bahnstation mitgebracht hatte. Die Brüder aber waren nun des weiten Weges satt, den sie jeden Morgen und Abend von ihrer Hütte hierher und dann wieder zurück zu machen hatten; auch wollten sie nicht länger die Gastfreundschaft eines Schwarzen in Anspruch nehmen. Somit wurde der anfängliche Stall zur Küche und zum Schlafzimmer der Brüder. Bis der Herd ankam, wurde über einem Spenglerofen das Essen in einem dreifüßigen Topfe gekocht. So ärmlich auch alles herging, so waren wir doch sehr froh, daß wir endlich einmal eine eigene Wohnung hatten, und daß Kapelle und Hauptplatz in nächster Nähe waren.

Im März 1909 war der Bau endlich soweit hergestellt, daß man Küche, Speisezimmer und Stall einrichten konnte. Die Türen blieben noch lange Zeit aus, und da von den Handwerksbrüdern einer nach dem andern abberufen wurde, war ich bald mit dem Priester (Rev. P. Bonifaz) allein. An Arbeit fehlte es uns nicht; P. Bonifaz war fleißig mit dem Studium des Kaffrischen beschäftigt, und ich mußte fast jeden Tag ausreiten, um die Mission am Leben zu erhalten. Dazu hatte ich im Hause alles Materielle zu besorgen, sogar die Küche, bis wir später eine Tochter des

früheren Eigentümers engagierten, um das Mittagessen zu besorgen, da ich um diese Zeit nur selten zu Hause war.

Wie steht's nun mit der eigentlichen Mission? Wie gesagt, war zwar schon seit längerer Zeit ein schwarzer Katechet da, doch ein Schwarzer braucht in der Regel eine strenge Aufsicht, wenn man von ihm dauernd eine ordentliche Arbeit erwarten will. Man muß bei ihm bald da und bald dort nachsehen, und ihm beständig sagen, was zu tun sei. So war es auch hier. Gegenwärtig aber kann ich, ohne der Bescheidenheit zu nahe zu treten, ruhig sagen, das ganze Missionswerk in Poteni gewinnt von Tag zu Tag mehr Hand und Fuß. Unser neuer P. Superior hat das Kaffrische schon soweit bemeistert, daß er Sonntags predigen und in der Schule — denn eine solche ist auch bereits angefangen — Katechese geben kann. Draußen aber sind feste Katechetenstellen in Angriff genommen; wohl sind die meisten derselben ziemlich weit von der Station entfernt und die Wege dorthin herzlich schlecht, doch auf das schaut der Missionar nicht; er fragt bloß, ob die Leute guten Willen haben und ob sie fleißig und zahlreich zu seinen Katecheten kommen. Im allgemeinen kann ich darin dem hiesigen Volk ein ziemlich gutes Zeugnis ausstellen.

Leider sind uns auch hier, wie fast überall in Südafrika die Protestanten zuvorgekommen. Sie sind erstens um mehrere Jahrzehnte früher ins Land gekommen als wir und haben ihre eigene Missions-Methode. In der Regel begnügen sie sich damit, irgend einen Schwarzen der in der Bibel und ihrem Gesangbuch einigermaßen bewandert ist, als Prediger anzustellen, während der Weiße bloß etwa alle 5 bis 6 Monate seine Inspektionsreisen macht, wobei er meist auf einem Pferd ein Zelt mit sich führt, um nicht in einer Kaffernhütte übernachten zu müssen. Doch ich will hiemit keinen Stein auf sie werfen; jedenfalls kann man ihnen einen gewissen Eifer für ihre Sache nicht absprechen, und sicherlich gibt es auch Männer unter ihnen, die aller Achtung wert sind.

Zum Schlusse noch ein paar Erlebnisse aus jüngster Zeit. Tatsachen sprechen immer lauter als Worte. Reite ich da von Poteni nach Reichenau zu den hl. Exerzitien; halbwegs treffe ich mit einem Kaffer zusammen, der mich sofort als „i Roma“ (Katholiken) erkannte, und dem auch unsere Missionsstation nicht unbekannt war. Bald fing er an, mir seine Not wegen seines Sohnes zu klagen. Derselbe, ein schon verheirateter Mann, sei schon lange krank und wolle nicht ohne einen Umkundisi (Missionar) sterben, er verlange gar sehr nach der hl. Taufe; ich möchte ihn daher doch besuchen und ihm auch eine umuti (Medizin) mitbringen.

Ich hatte Mitleid mit dem Manne und seinem kranken Sohn, und da es mir augenblicklich unmöglich war, mit ihm zu gehen, gab ich ihm einen Zettel an P. Superior mit dem Ersuchen, er möchte in der Sache tun, was er für gut fände, und versprach dem Vater, persönlich zu kommen, sobald ich wieder in Poteni wäre.

Von den hl. Exerzitien zurückgekehrt, ging ich auch regelmäßig dorthin und sand den Kranken für den christlichen Unterricht gut disponiert. Ich dankte Gott, daß er mir den Weg in einen neuen Distrikt gezeigt, wo noch eine gute Anzahl heidnischer Kaffern wohnt und hoffte daselbst nicht nur diesen Kranken, sondern auch noch manchen Gesunden für den katho-

lichen Glauben zu gewinnen. Augenblickliche Gefahr bestand beim genannten Patienten nicht, und daher wollten wir mit der hl. Taufe warten, bis er in allem hinreichend unterrichtet wäre.

Schon früher einmal besucht habe, sei wieder da gewesen und habe ihm verboten, die ama Roma zu ihm zu lassen; denn die römische Kirche sei die vom Glauben abgefallene usw. Ich versuchte zwar, den guten

Mann eines Bessern zu belehren, umsonst, ich mußte unverrichteter Dinge wieder abziehen.

Einige Wochen später kommt ein Gilbote daher mit der Bitte, sofort zum betreffenden Kranken zu kommen und ihn zu taufen. Doch an demselben Tage konnten wir nicht mehr hin, und als ich mich am andern Morgen in aller Frühe auf den Weg machte und nach dreistündigem Mitt daselbst ankam, war es zu spät. Die Leute waren eben daran, das Grab zu machen. Wohl reute es jezt den Vater des Verstorbenen, daß er sich auf den schwarzen Prediger verlassen, der sich seitdem nicht mehr hatte erblicken lassen, obschon man eigens nach ihm geschickt hatte; doch damit war an der traurigen Tatsache nichts mehr zu ändern. Möglich, daß er sich das für ein andermal eine Lehre sein läßt.

Mehr erfreulicher Art war folgender Vorfall: Eines Tages meldet uns unser schwarzer Katechet, es liege irgendwo ein Mädchen schon lange Zeit krank und wolle nicht ohne den Umfundisi sterben. Der Vater des Mädchens selbst habe ihm das erzählt.

Ich glaubte nicht länger zögern zu dürfen und machte mich daher schnell auf den Weg. Rev. P. Bonifaz begleitete mich, und auch der schwarze Katechet, der uns als Wegweiser dienen sollte, ging mit. Wir waren alle zu Fuß. Nach

zweistündigem, strammem Marsche kamen wir beim betref. Kraale, ganz in Schweiß gebadet, an.

Wir fanden das kranke Mädchen sehr abgemagert, doch konnte es noch aufrecht sitzen. Sämtliche

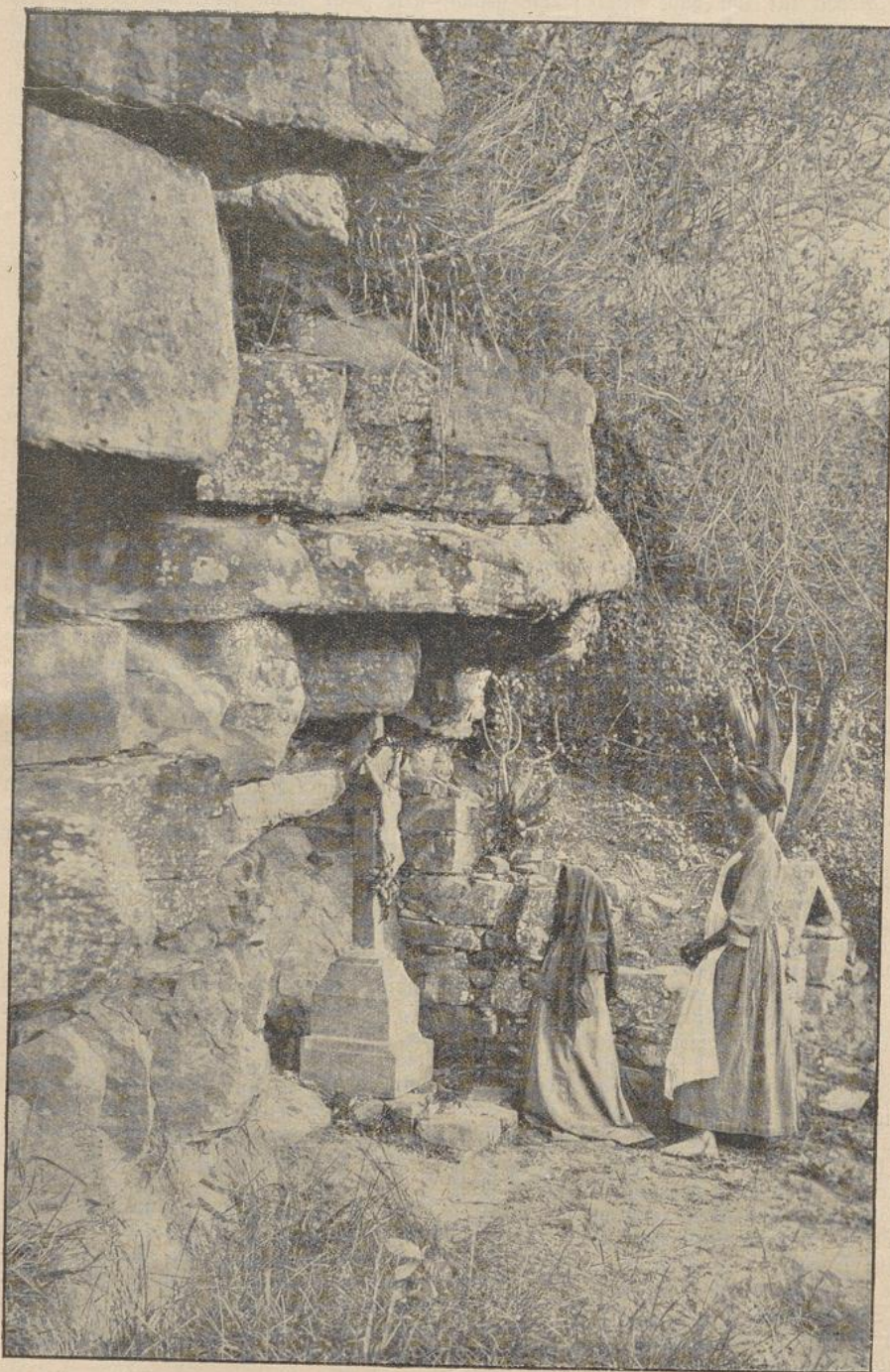


Bild Nr. 1. XII. Station des Kreuzwegs auf dem Wege von der Mühle nach Mariannahill.

Eines Tages nun gehe ich wieder dorthin; doch siehe, da kommt mir der Kraaleigentümer schon vor der Türe entgegen mit der Erklärung, der schwarze Prediger einer protestantischen Sekte, der den Kranken

Kraalsinsassen waren noch Stockheiden, sie waren mit dem Christentum und der Zivilisation überhaupt noch in keinerlei Berührung gekommen, schienen aber sonst willige, gutmütige Leute zu sein. Ich unterrichtete das Mädchen, an dem ich eine sehr aufmerksame Zuhörerin fand, in den notwendigen Wahrheiten unseres heiligen Glaubens, und Rev. P. Bonifaz spendete ihr sodann die hl. Taufe. Ich schied mit dem Versprechen, regelmäßig wieder zu kommen, um den begonnenen Unterricht fortzusetzen, falls das Kind noch länger am Leben bliebe.

Ein paar Wochen später — es war gerade Sonntag — kam der Vater nach Loteni mit der Bitte, wir sollten zu ihm kommen, seine Tochter verlange nach dem „Gebete des Umfundisi“. Wir bezogen das auf die letzte Delung und machten uns nach einem kleinen Imbiß, der als Frühstück und Mittagessen zugleich gelten mußte, auf den Weg. Diesmal fanden wir sie liegend; sie war nicht mehr imstande, sich aufzurichten, hatte aber noch von allem ein helles, klares Bewußtsein und antwortete auf alle Fragen mit großem Verständnis. Ich erteilte ihr einen kleinen Unterricht über die letzte Delung, worauf ihr der Priester dieses hl. Sakrament spendete. Da die Zeit drängte und wir nicht in die Nacht hinein kommen wollten, traten wir kurz darauf den Rückweg an.

Doch siehe, am nächsten Morgen war schon wieder ein Bote da mit der Meldung, Maria sei in der verschlossenen Nacht gestorben. Da uns nur ein einziges Pferd zu Gebote steht und P. Bonifaz vom vorigen Tag her noch zu ermüdet war, ritt ich allein hin, um die nötigen Bestimmungen über die Beerdigung zu geben. Als ich ankam, erzählte mir der Vater weinend, wie schön seine Tochter gestorben sei. Sie habe die Sterbekerze verlangt, habe alle ihre Geschwister zu sich gerufen und mit ihnen bis in die tiefe Nacht hinein vom Glücke des wahren Glaubens gesprochen, und sei dann plötzlich sanft und ruhig verschieden.

Auf die Frage, wie denn das Mädchen zu dem Verlangen, gekommen, einen Umfundisi rufen zu lassen, sagte er: „Dieses hatte sie ganz aus sich selbst, niemand hatte ihr ein Wort davon gesagt. Wohl war einmal ein schwarzer Missionär da, aber nur auf eine kleine Weile, sonst aber ist nie ein Umfundisi zu uns gekommen.“ (Die Leute wohnten auch ganz abge-

legen in einer einsamen Schlucht der Drakensberge.) Nach der Beerdigung tröstete ich die Eltern mit einigen Worten und verließ sie dann, ohne daselbst innerhalb der nächsten Wochen wieder einen Besuch zu machen, denn der heidnische Kaiser hat einen unwill-



Bild Nr. 2. Christlicher Kraal bei St. Wendel.

fürlichen Schrecken vor dem Tod und will nicht gerne daran erinnert werden.

Später jedoch suchte ich die Leute wieder auf, und da sagte mir die Mutter: „Ich will meinem Kinde nachfolgen und ebenfalls Christin werden. Seitdem habe ich dort einen bestimmten Tag für die Katechese

festgesetzt, wobei alles, groß und klein, erscheint und mir mit vielem Interesse zuhört.

Merkwürdige Tatsache bleibt, daß sich reine Heiden, die vom Christentum noch nichts gehört haben, im allgemeinen viel leichter für den katholischen Glauben gewinnen lassen, als die schwarzen Protestanten. Letztere haben entweder die bekannten Vorurteile, die ihnen von ihren Katecheten eingeimpft werden, gegen uns, oder glauben, jede Religion sei gleich gut.

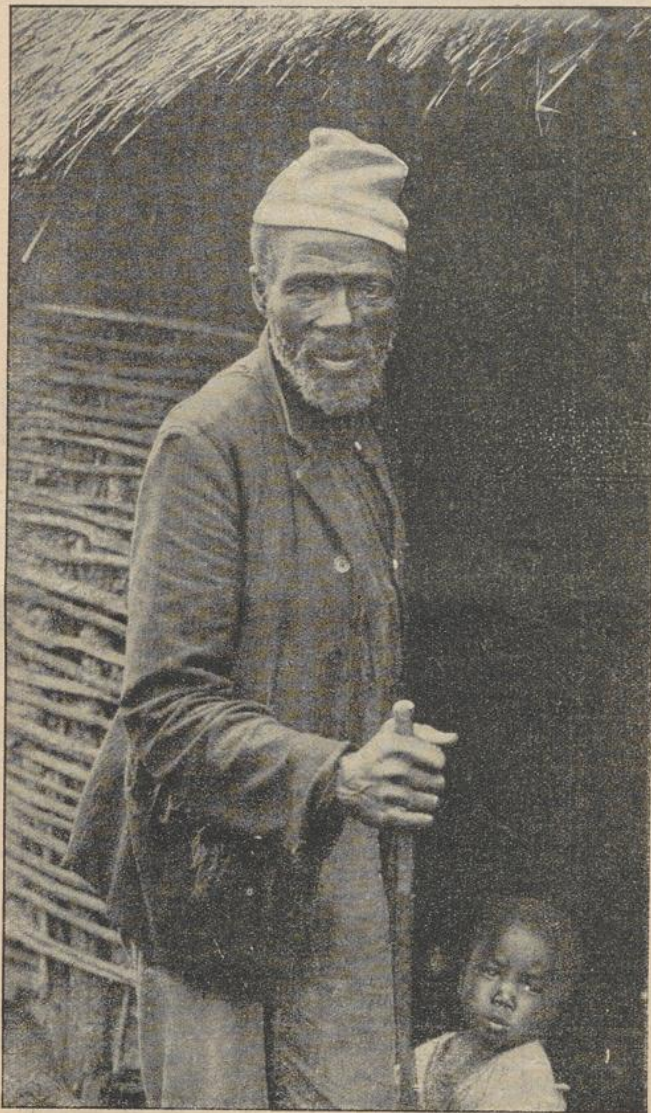


Bild Nr. 3. Der Hausherr.

Ein Spaziergang mit der Kamera.

Mariannhill. — Es ist ein warmer Septembermorgen. Die Regenzeit hat begonnen, und mit ihr ist der Frühling ins Land gezogen. Mit den kalten Regentagen wechseln sonnige, und feuchtwarme Tage; auch heute ist ein solcher angebrochen, wo die Sonne, halb hinter grauen Wolken versteckt, ihre befruchtende Wärme durchföhlen läßt.

Selbst ein Wetter liebt auch der Photograph, und so mache ich mich aufs Geratewohl hin auf den

Weg, um unsern Bergklimakurort und Missionsfreunden einige Bilder aus dem dunkeln Erdteile mit der Kamera zu erobern. Bruder Tiburtius, unser Feldschaffner, der heute in St. Wendel Geschäfte hat, läuft mir gerade in den Weg, und so folge ich einfach seiner Spur und begleite ihn nach der stolzen Berghöhe, auf der die genannte Missionsstation liegt.

Schon haben wir den Kreuzweg erreicht, der zwischen unserer Mühle und dem Schwesternkonvent einer steilen, dichtbewaldeten Anhöhe entlang errichtet ist. Es ist ein eigentümlich beschneider, doch hochromantischer Kreuzweg.*) Holzerne, altersgraue und bemooste Holzkreuzen von höchster Einfachheit sind etwa alle 50 bis 70 Schritte in graue, rohbehauene Steine oder direkt in die Felswand eingefügt; darunter ist in halbverwitterten Lettern auf Englisch das Geheimnis der betreffenden Station bezeichnet, das ist alles. Nur die zwölfte Station ist durch ein primitives Steinkreuz mit Christusfigur ausgezeichnet. (Siehe unser Bild Nr. 1, wo rechts neben dem aufrecht stehenden Mädchen auch noch die elfte Station sichtbar ist.) Gewöhnlich schmückt den Fuß des Kreuzbildes ein Strauß frischer Felddolmen, den die sinnende Liebe eines fromm den Berg heraufwallenden Wanderers gespendet.

Da wir vom Kloster herkommen, so führt uns der Weg in umgekehrter Ordnung der Kreuzwegstationen bergab. Zum Glück ist der zu unserer Rechten gährende, 200 Fuß tiefe Abhang mit einem förmlichen Wirrwarr von Strauch- und Baumwerk überwachsen, sonst wäre es für ein nicht schwindelfreies Auge gefährlich, vom engen Pfad in die Tiefe zu schauen. Mit unsäglicher Mühe haben P. Franz, der Gründer Mariannhills, und seine ersten Brüder den steilen Abhang entlang diesen Felsenpfad ausgehauen. Ueber den Kopf des Wanderers starren Felswände, in deren Fugen wilde Aloepflanzen, Rankengewächse und üppiges Strauchwerk ein ebenso buntes und formenreiches Pflanzenbild hervorzubringen, wie rechts zu seinen Füßen, den steilen Abhang hinunter die fast und grotesk emporstrebenden Euphorbien, Kletternden Dauen, regenschirmartigen Flatcrownen, afrikanische Birken, Mimosen und Duzende von Holzarten, deren Namen der Botaniker vielleicht noch kaum registriert hat. In die Nase aber dringt der kräftig-herbe Duft verschiedener, bei den Kaffern so beliebter Arzneikräuter. Zu dieser Augenweide und diesem Sinnesreize gesellt sich für's Ohr das in kurzen Sätzen sich wiederholende melodische Geflüster und Gezwitscher der afrikanischen Vogelwelt, während tief von unten, gleichsam als Grundton zu dieser Musik das tosende Rauschen des Umhlatusanflusses heraufdringt, der sich wie ein trögiger, südafrikanischer Wüßel bald durch Schilfdickicht, bald über Felsblöcke und Gestein seinen Weg erzwingt.

Wir gelangen nun in das Buschwerk der Tiefe, an dem sich reichen, mit Wildenten bevölkerten Schilfbänken

*) Bild Nr. 1. Unterschrift: XII. Station des Kreuzweges auf dem Wege von der Mühle nach Mariannhill.

und marschieren an der klappernden Mühle vorbei, die für ganz Mariannhill mit all seinen weißen und schwarzen Insassen, sowie für St. Wendel und die im weitem Umkreis wohnenden Kaffern die harten Maiskörner zu Mehl verarbeitet. Der durch künstliche Stauung hergestellte Schilfteich hat eine starke Anziehungskraft für unsere Kaffernjungen, zwar nicht wegen der poesievollen Stimmung der ganzen Umgebung in Farbe, Ton und Formen — da sagt der Kaffer mit dem Berliner: „Wat loof ich mir dafür?“ — sondern wegen der mehr realen Aussicht auf einige fette Male, die er sich zu angeln sucht.

Den Umhlatusan haben wir überschritten; während wir nun aber eine starke Wendung nach links, auf St. Wendel zu machen, sehen wir ihn nach zehn Minuten schon wieder in der Talsohle schimmern. Von der Mühle an hat er nämlich einen Umweg von 50 Minuten um einen Berg herum machen müssen. Wohl hätten wir hier eine Reihe prächtiger Naturschönheiten erspähen können, wären wir, von dem murmelnden Geplauscher des Flüsschens verzückt, seinem abwechslungsreichen Laufe gefolgt, doch dies in Wort und Bild zu schildern, sei für eine spätere Nummer vorbehalten.

Wir verlassen nun die sandige, durch die Ebene sich hinziehende Fahrstraße, in welcher bei Regenwetter die Wagen oft fußtief einsinken, und wenden uns, einem schönen, breiten Fußweg folgend, dem hochgelegenen St. Wendel zu. Allenthalben sind diese Hänge und Hügelrücken mit Christenhütten besetzt. Hier verschwindet solch eine traute, gemütliche Strohhütte halb hinter dem Hügel, dort taucht, kaum ein paar hundert Schritte davon entfernt, eine neue Gruppe dieser einfachen und doch so wohnlichen Häuschen auf. Das ganze Gebäude ist in bunter Abwechslung mit wildem Buschwerk durchsetzt. Nur Eins vermissen wir: die weidenden Viehherden. Höchstens, daß wir zeitweilig einem kleinen Rudel Ziegen begegnen, die

mit einigen kläglichen Gemedersalven scheu zur Seite springen. Vor Jahren, d. h. bevor die Rinderpest und das jetzige Ostküstenfieber grassierte, waren all diese Hänge mit weidenden Viehherden besetzt, deren kräftiges, volltönendes Gemurle ins Tal hinabdrang und

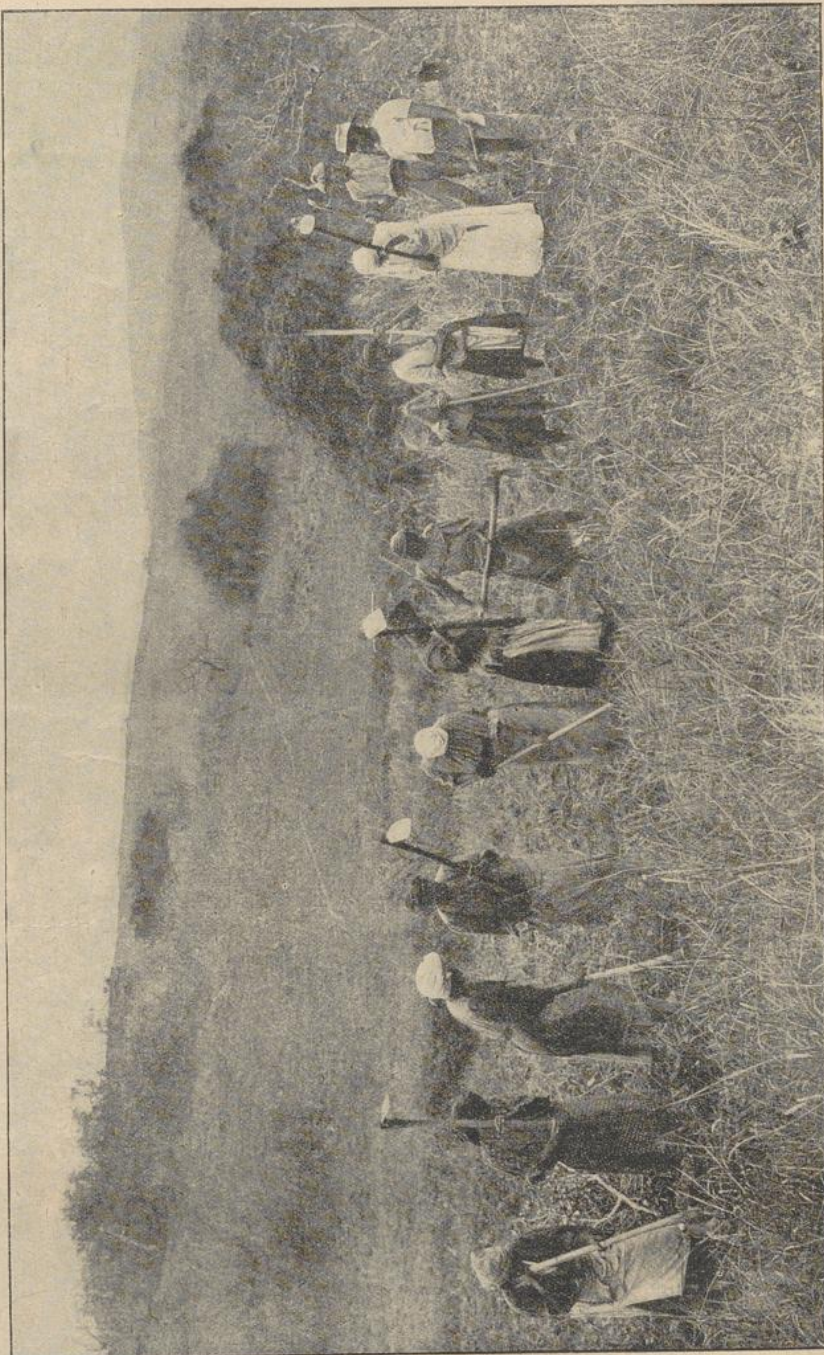


Bild Nr. 4. Die Weiber stehen in langen Reihen und haken den Boden um.

von dem einzigen Besitzstand der Kaffern Zeugnis gab.

Nur das Rauschen des Umhlatusan dringt noch von unten herauf; der Fluß selbst aber hat sich in tiefe Weltverborgenheit zurückgezogen, und auf lange Strecken berührt ihn kein menschlicher Fuß, Nur einige wenige Stellen sind da, wo das Bedürfnis einen schma-

len Pfad zum Ueberfahren des felsigen Fluß-
bettes geschaffen hat. Sonst aber dringt in die jung-
fräuliche Wildnis des rings von Schilf oder dornigem
Bergwalddickicht eingeschlossenen Flusses nur die wilde
Gente, der nächtliche Ameisenbär, oder der leichte Tritt
eines scheuen Rehes,
wenn es zum Trinken
kommt oder Schutz sucht
vor seinen Verfolgern.

Auch für größere
Schlangen ist diese
Wildnis ein willkom-
menes Jagdrevier.

Plötzlich stehen wir
vor einem malerisch
zwischen den Stigeln
gelegenen Kraal.*) Er
besteht aus drei ein-
fachen, mit Stroh ge-
deckten Lehmhütten, und
der Umnumzane (Haus-
eigentümer) empfängt
uns mit freundlichem
Lächeln schon unter der
Haustüre. Es ist ein
gemüthlicher, humor-
voller Alter mit grau-
meliertem Bart und
einem scharf ausge-
prägten Gesicht unter
einer weißen Mütze.
Um das linke Knie
kramert sich der jüngste
Familienproß. (Siehe
Bild Nr. 3.)

Vom Hausherrn er-
fahren wir, daß die
übrigen Familienmit-
glieder heute „ukulima“
machen, d. h. mit der
Hacke draußen auf dem
Felde arbeiten. Die
Regenzeit ist nämlich
da, das ist die Zeit,
in der selbst der Kaffer
in der Sorge um's täg-
liche Brot aus seinem
süßen Nichtstun auf-
gerüttelt wird. Damit
ihm aber die Arbeit
nicht gar so lästig falle,
hat er zwei Mittel:
Erstlich ladet er alle
Nachbarn, männlich
und weiblich, zur Hilfe-
leistung ein. In Kom-
pagnie geht das saure
Geschäft rascher und
auch gespassiger voran.
Natürlich verpflichtet
ihn die Volkssitte, auch
seinerseits mit Hacke und Beil herbeizueilen, wenn des
Nachbarn Ruf an ihn ergeht. Ein zweites, in den
Augen des Kaffern keineswegs zu verschmähendes Er-

leichterungsmittel sind die riesigen Töpfe voll nahe-
haften Kaffernbieres, das einige Tage zuvor gebrant
wurde, um während der in der afrikanischen Hitze
unvermeidlichen Arbeitspausen die Kehle feucht zu
halten.

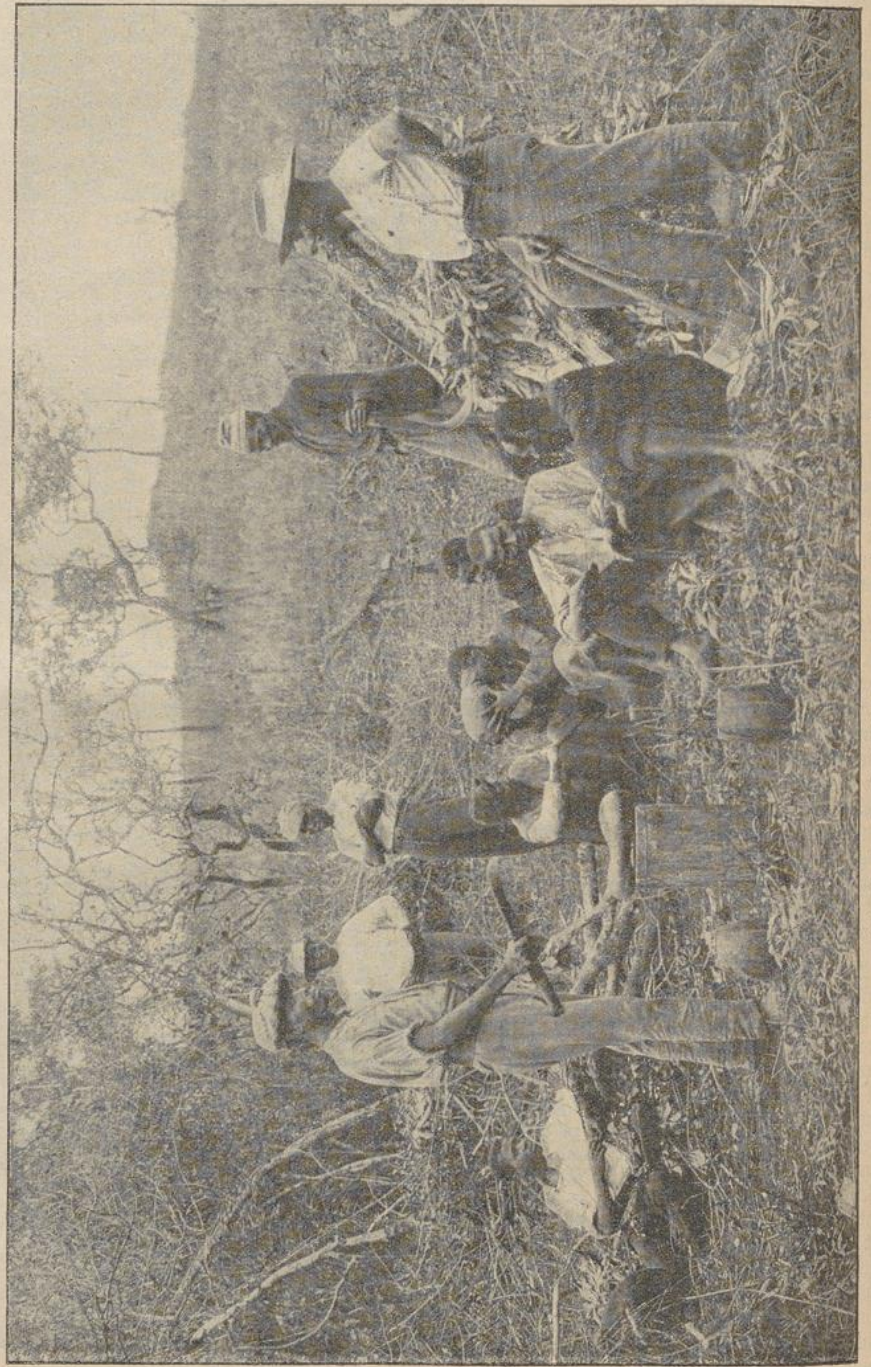


Bild Nr. 5. Der Kafferbierbumpen macht die Runde.

Als wir kurz darauf zur Arbeitsstelle kamen,
sahen wir die Männer in niederem Buschwerk Axt
und Beile tausend schwingen, als sei eine Schlacht
im Gange. Die Weiber standen in langer Reihe und
hackten den mit stark bewurzeltem Grafe bestandenen

*) Siehe Bild Nr. 2: Christlicher Kraal bei St. Wendel.

Boden um*). Die Hacken furrten im Takte auf und nieder, und ein monotoner, immer wiederholter Gesangsvers begleitete das mühsame Geschäft.

Nun machen die Männer mit ihren Beilen eine Pause und begeben sich zu einem eisernen Gefäß von etwa 30 Liter Inhalt. Aus diesem werden kleinere Trinkhumpen von etwa 5 Liter Inhalt, Ukamba genannt, gefüllt. Die Humpen machen die Kunde; nämlich steckt jeder seine Stumpnase hinein und beginnt es 10 bis 12 mal zu glucksen, wie bei einer alten Pumpe, deren Ventil nicht mehr recht schließt.**)

Wer möchte übrigens den armen Kaffern diese Kapitalzüge mißgönnen, wenn ihnen bei der tatsächlich ganz erdrückenden Hitze in harter Arbeit der Schweiß aus allen Poren rinnt? Dazu gilt hier noch mehr wie anderswo der Satz: „Die harte Arbeit der Landbevölkerung nährt kärglich ihren Mann.“ Andererseits hat sie aber auch hier für all ihre Liebhaber eine magische Kette köstlicher Gaben im Gefolge: Ein genügsamer, heiterer Sinn, Dämpfung der Leidenschaften, Vergessen für irdisches Leid, das ist der ständig begleitende Segen für den, der gegen Dornen und Disteln kämpfend sein Brot verzehrt. Das letztere aber ist in Südafrika buchstäblich wahr, denn nichts bringt hier die Erde in größerer Reichtigkeit und Fülle hervor, als Dornen und Disteln, und ich möchte beifügen, nicht nur im physischen, sondern auch im übertragenen geistigen Sinne.

Wie rasch würde der Kaffer sich aus seiner dumpfigen Tiefebene zu menschlich-edlen, freieren, spezifisch christlichen Höhen erheben, wenn sein Kampf um's Dasein ein ständiger wäre, und er mit freiem Bewußtsein und hartem Willen jene segensreichen Wirkungen der Arbeit anstrebte. Leider aber bewertet der Durchschnittskaffer die Arbeit noch allzu wenig als sittlichen Faktor, sondern sieht in ihr nur den harten Frondienst, den er abschüttelt, sobald er kann. Ist daher die Ernte bestellt, so gewinnt bei ihm leicht wieder die Neigung zum süßen Nichtstun die Oberhand, es sei denn, die Not zwingt ihn, sich einen Verdienst zu suchen.

An die Raft der Männer schloß sich die der Weiber an; sie säumten nicht, dem von den Männern übriggelassenen Bierrest vollends den Garaus zu machen. Unser Bild Nr. 6***) stellt von der Weiberrast nur ein Intermezzo dar, das Frau Philippine mit Frau Katharine abseits ausführten. Sie hatten sich jedenfalls etwas sehr Wichtiges mitzuteilen, denn Philippine nahm zuvor einen Löffel voll Schnupftabak aus der bereitgehaltenen hohlen Hand der Katharine, um so das Herz zu stärken und die wichtige Verhandlung gebührend einzuleiten; ich sage einen Löffel voll, für jedes Nasenloch einen halben, angemessen dem der Abladestelle einer richtigen Kaffernmase.

(Schluß folgt.)

*) Siehe Bild Nr. 4: Die Weiber stehen in langer Reihe und hacken den Boden um.

**) Bild Nr. 5: Der Kaffernbierhumpen macht die Kunde.

***) Eine Priese während der Arbeitspause.

Die Missionsfrage auf den Katholikentagen.

Während in Oesterreich die Missionsfrage auf Katholikentagen noch immer vergebens nach einer offiziellen Vertretung und Würdigung ausblidt, lenken die Katholikentage anderer Staaten, Gott sei Dank, ihre Blicke immer energischer auf die Heidenmissionen.

Im verflossenen Jahre war dies besonders auf zwei Katholikentagen der Fall: auf den Katholikentagen von Breslau und von Meckeln.

In Breslau war Fürst Alois Löwenstein als



Bild Nr. 6. Eine Priese während der Arbeitspause.

Hauptredner in der Missionsfrage ausgerufen worden. Die Grundgedanken seiner herrlichen Rede waren folgende:

I. Wir müssen uns für das Missionswerk interessieren, weil es

1. eine wesensnotwendige, grundlegende Pflicht der Kirche ist, die auf dem Befehle ihres göttlichen Stifters beruht;

2. weil in unsern Tagen die Gelegenheit für die Missionen so günstig ist, wie sie vielleicht seit den Zeiten der Apostel nicht dagewesen ist;

3. weil mit diesen günstigen Gelegenheiten freilich auch wachsende Gefahren und kritische Lagen ver-

bunden sind, die nur durch energisches Eingreifen und Anspannung aller Kräfte beschworen werden können. Hier nennt Medner a) den Islam, b) den Protestantismus, c) den modernen Unglauben.

II. Wir müssen unser Missionsinteresse betätigen durch Vermehrung der Missionsgaben, durch Hebung der Missionsvereine, durch Förderung der Missionspresse.

Fürst Löwenstein begnügt sich aber nicht bloß mit diesen Winken. Er deckt freimütig die Wunde auf, an der die Missionsfrage seit Jahrzehnten bei den Katholiken krankt.

„Wenn ich mich frage,“ wie er sagt, „wie oft im Jahre ich von der Kanzel über die Verbreitung des Glaubens unter den Heiden, diese so wichtige Aufgabe der Kirche, an der jeder Mann, Frau und Kind mitarbeiten kann und soll — sprechen höre, dann muß ich antworten: Nie! Von allen Manifestationen unseres Heilandes wird gepredigt, von Jesu, dem Richte der Heiden, hören wir nichts. Da gilt auch von uns das Wort des heiligen Paulus: „Wie sollen sie an den glauben, von welchem sie nie gehört haben? Und wie sollen sie hören ohne Prediger?“

Ähnliche Erwägungen, wie die des Fürsten Löwenstein mögen auch auf dem Katholikentage zu Mecheln folgende Resolution veranlaßt haben:

1. Es mögen die Gläubigen, insbesondere die Priester, sich recht von dem Gedanken durchdringen lassen, daß das Apostolat eine Pflicht aller Mitglieder der Kirche sei.

2. Er mögen die apostolischen Priester und Ordensberufe geweckt, sorgfältig genährt und geleitet werden.

D möchten diese Anregungen an maßgebender Stelle doch entsprechend gewürdigt werden! Unserem katholischen Volke fehlt es nicht an Missionseifer, an Missionsfeuer. Aber was soll man sagen, wenn dieses Missionsfeuer, statt entzündet, oft gar niedergehalten und erstickt wird? . . . (Echo aus Afrika.)

Hast du auch eine Mutter?

„Schwarzvrod,“ sagte ein noch heidnischer Greis zu mir, „Du hast uns versichert, daß die Betenden jenseits des großen Wassers (Atlantischer Ozean) an uns denken. Wissen sie denn, wo wir sind?“

„Und warum sollen wir es nicht wissen? Wußte ich es doch, der ich gekommen bin, um euch zu besuchen.“

„Du bist also auch über das große Wasser gefahren?“

„Ja, meine Kinder, ich bin für euch über dasselbe gereist. Ich habe zu mir gesagt: Ich werde viel zu leiden bekommen; aber ich will die Menschen, die es nicht kennen, das Gebet des großen Geistes lehren. So dachte ich, da ich mein Vaterland verließ, und meine gute, alte Mutter umarmte mich unter Tränen, als ich von ihr schied.“

Beim Namen meiner Mutter riefen mehrere Stimmen aus: „Was, hast Du auch eine Mutter? sie ist am Leben! sie wohnt jenseits des großen Wassers! sie weinte und Du hast sie verlassen! . . . Du liebst also Deine Mutter nicht?“

„Alle meine Worte können Euch nicht begreiflich machen, wie sehr ich meine gute Mutter liebe; ich liebe sie mehr als mich selbst; aber des großen Geistes wegen liebe ich eure Seelen noch mehr.“

Da nahm ich mein Kreuzifix und erklärte ihnen, was den Sohn Gottes die Rettung einer Seele gekostet hat, und fügte hinzu: „Ich werde meine Mutter auf Erden nicht mehr sehen, aber im Himmel werde ich sie wiederfinden, und sie wird sich mit mir freuen, daß ich auch euch dorthin gebracht habe.“ Alle anwesenden Indianer erklärten sich bereit, Christen zu werden. Ich unterrichtete sie gründlich und taufte sie bald darauf.

Kinderlust.

(Siehe Bild Seite 53.)

Welches Kindesherz erwartete wohl nicht mit Sehnsucht die „Großen Ferien“. Ei, wie lernt sich's da noch mal so schnell in den letzten Tagen, denn bald braucht man ja nicht mehr in die ernste Schule. Und nun gar die Kinder, die mit ihren Eltern an das Meer reisen. Da wird das Segelschiff in Stand gesetzt und bekommt einen neuen hellroten Anstrich und die große Schwester muß auch noch ein weißes Segel nähen. Herzblättchen, das Kleine, hat sein Badepüppchen mitgenommen und die Mama gibt ihr einen langen Stod mit Faden, da wird Püppchen dann angebunden und muß nun tüchtig schwimmen lernen. Und wie schön ist es gar, daß man keine Schuh und Strümpfe tragen braucht! Man kann so tief ins Wasser hineinwaten und wenn dann solch hohe Welle ein wenig zu hoch spricht, dann gibt es ein Jauchzen und Schreien und Ausreißen! Mütterchen zankt ja nicht, wenn man ein bißchen naß heimkommt, denn es sind ja Ferien, herrliche, herrliche Ferien!

Der hereingefallene Herr Schulrat.

In einer nassauischen Dorfschule hielt der Herr Schulrat Revision, wobei er den Lehrer ermahnte, die Kinder mehr zur Höflichkeit zu erziehen. So sei es geziemend und recht, daß sie den Antworten die Schlußformel anfügten: „Herr Schulrat“. Da nun der Schulrat am folgenden Tage die Schule eines Nachbardorfes besuchte, machte der getadelte Lehrer seinen Kollegen darauf aufmerksam, er tue gut, vor Ankunft des Schulrates seine Kinder entsprechend zu instruieren. Das geschah. Der Schulrat kommt und revidiert und prompt erfolgt jedesmal als Refrain: „Herr Schulrat“. Da kommt die Geschichte vom Sündenfall daran. Er fragt: „Mit welchen Strafworten wandte sich Gott an Adam?“ Die Antwort folgt: „Die Erde sei verflucht um deinetwillen, Herr Schulrat.“ Um den niederschmetternden Eindruck zu verstärken, fragt der Gestrenge flugs: „Was sprach Gott zur Schlange?“ „Auf deinem Bauche sollst du kriechen, Herr Schulrat.“ Schnell wendet sich der Schulrat ab und wendet sich zu einem anderen Schüler, daß er die Straf Worte vollendet. Dieser antwortete: „Du sollst Staub fressen dein Leben lang, Herr Schulrat.“ Dem Schulrat graute es ob solcher Höflichkeit und eiligh suchte er das Weite.

Von einer 4000 jährigen Schildkröte

berichten Londoner Blätter aus San Franzisko. Der Schooner „Mademie“ hat sie dorthin gebracht; sie ist das Ergebnis eines Fanges bei den Galapagos-Inseln an der Küste von Ecuador. Die Universität, welche die Kosten zur Expedition bestritten hat, jagt, der Wert der Schildkröte sei ein unermesslicher und werde bei weitem den Aufwand. Die Schildkröte wiegt 550 Kilogramm und ihr Alter schwankt zwischen 4000 und 5000 Jahren.

St. Josephsgärtchen.

Der hl. Joseph, Schutzpatron der Priester.

(Fortsetzung.)

Man könnte unzählige Gnaden anführen, die der hl. Joseph den Priestern erslehte, die ihn besonders verehrten. Wir wollen uns nur auf ein paar Beispiele beschränken.

Ein frommer und tugendhafter, aber sehr armer Jüngling, der sich zum Priesterstand berufen fühlte, nahm bei dem Pfarrer seines Dorfes Vorbereitungsunterricht. Doch dem guten Jüngling fiel das Studium der lateinischen Sprache so schwer, daß sein Lehrer die Geduld verlor und an dem Erfolg verzweifelte. Die Tränen des frommen Schülers, sein Fleiß und seine Ausdauer bestimmten ihn jedoch, mit dem Unterricht fortzufahren.

„Mein lieber Sohn“, sagte er zu ihm, „ich sehe keine andere Rettung für dich, als daß du dich unter den Schutz des hl. Joseph stellst und ihn bittest, er wolle dir die Fähigkeiten erlangen, welche dir fehlen; sonst kommen wir nicht zum Ziel.“

Der folgsame Jüngling warf sich nun in die Arme des hl. Joseph, wie ein Schiffsbrüchiger in die seines Retters. Er betete so inbrünstig und so beharrlich, daß er wunderbare Erhörung fand. Sein Verstand begann auf einmal sich aufzuhellen, ungeahnte Talente entwickelten sich, und er machte solche Fortschritte, daß er sich in ein Gymnasium aufnehmen lassen konnte, wo er bald zu den besten Schülern zählte. Sein Dank gegen den hl. Joseph kannte keine Grenzen und seine Andacht zu dem großen Heiligen wurde immer inniger und feuriger.

Nach Absolvierung des Gymnasiums trat er ins Priesterseminar seiner Diözese über, wo er sich gleichfalls durch glänzenden Erfolg in den Wissenschaften wie durch seine Tugenden auszeichnete. Bald nach seiner Priesterweihe wurde er vom Bischof auf den Lehrstuhl der Dogmatik berufen, den er später mit demjenigen der Moral vertauschte. Der Bischof lernte ihn in diesen Stellungen so schätzen und schenkte ihm ein solches Vertrauen, daß er ihn zum Regens des Priesterseminars und zu seinem Generalvikar ernannte. Den Priestern, welche unter seiner Leitung ihre Studien gemacht hatten, blieb er stets ein väterlicher Freund und erleuchteter Ratgeber.

Diese Tatsachen sind noch zu neuen Datums, als daß es gestattet wäre, den Namen dieses Priesters zu veröffentlichen. Welches Beispiel aber könnte geeigneter sein, sowohl braven Studierenden wie Priestern, denen sich scheinbar unüberwindliche Schwierigkeiten in den Weg stellen, Vertrauen zum hl. Joseph und damit wieder frischen Mut einzusößen?

Der genannte fromme Priester hat auch in seinem späteren Leben mit Hilfe des hl. Joseph über die größten Schwierigkeiten triumphiert. Nie ließ ihn der große Heilige im Stich, wenn er seinen Beistand vertrauensvoll und beharrlich anrief. (Fortf. folgt.)

Aus dem Leben einer Gottesbraut.

(Fortsetzung.)

Deßtere Kommunion. — Der Beichtvater Anna Katharinas wollte, daß sie öfters kommuni-

ziere, als ihre Mitschwester zu tun pflegten. Sie tat dies eine zeitlang, unterließ es aber wieder gegen den Willen des Beichtvaters von Lichtmeß bis kurz vor Pfingsten aus Menschenfurcht, weil ihr öfteres Kommunizieren als Scheinheiligkeit angesehen wurde und weil man sich darüber aufhielt. Auch hielt sie sich für zu schlecht, um so oft kommunizieren zu dürfen. Sie kam aber darüber in einen so elenden Zustand, daß sie nicht wußte, wie sie sich daraus retten sollte. Endlich erkannte sie ihren Fehler und fing wieder an, öfters zu kommunizieren, mußte aber trotzdem noch lange Zeit ihren Ungehorsam büßen.

Ihre Freundin, Clara Söntgen, bezeugte: „Wenn Emmerich die hl. Kommunion empfangen hatte, war sie immer stärker und oft sagte sie mir, daß ihr Gott dann vielmehr Kräfte gebe. — Sie kommunizierte gern am Donnerstag zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes. Ich fragte sie einmal, weshalb sie am Donnerstag immer einen besseren Habit anziehe. Sie sagte darauf: „Zu Ehren des allerheiligsten Sakramentes.“

Ueber ihre Vorbereitung zur hl. Kommunion schrieb ihr Gewissensrat Overberg folgendes: „Die letzte Vorbereitung auf den Empfang des heiligsten Sakramentes besteht bei Anna Katharina darin, daß sie ihren Heiland bittet, ihr sein Herz zu geben, damit sie Ihn darin würdig empfangen und beherbergen könne. Sie stellt Ihm vor, wie sie nur durch sein Herz und mit demselben Ihn so lieben und loben könne, wie Er es verdient. Dafür biete sie Ihm ihr eigenes Herz an und bittet, daß Er es nehmen und damit machen wolle, was Ihm gefällt.“

Hat sie ihr Herz Gott übergeben, so geht sie alle Kräfte des Leibes und der Seele durch, um alles Gott zu schenken, was sie hat. Sie bietet Gott die Augen, die Zunge und alle Glieder an mit der Bitte, sie zu seinem vollkommenen Dienst zu gebrauchen und alles damit zu verrichten, was sie selber nicht vermag. Sie schließt dann mit Gott einen Bund, indem sie sich verpflichtet, mit allem, was an und in ihr ist, ihm zu danken und zu loben; jeder Atemzug, jede Regung, jede Bewegung der Augen, Hände, jeder Augenblick der Leiden soll ein Zeichen des Dankes und des Preises sein.

Darnach wendet sie sich an die Heiligen, sie bittend, ihr etwas von ihrer Schönheit, ihren Tugenden und Tugenden zu borgen oder zu schenken, um in der Vorbereitung auf das heilige Sakrament besser bestehen und glühender danken zu können. Vor allen Heiligen wendet sie sich an die Mutter Gottes, um aus dem Ueberflusse ihrer Herrlichkeit und Tugenden eine Gnade zu erhalten. Insbesondere fleht sie, ihr das göttliche Kind zu reichen, wie sie es den Königen aus dem Morgenlande gegeben. Dann geht sie wohl von einem Heiligen zum andern, Almosen bittend und jeden an seine besonderen Vorzüge erinnernd, für sich eine Gabe zu erlangen, in der sie dem göttlichen Heiland besser gefallen möge. Sie flehet mit den Worten: Ihr seid ja überflüssig reich und ich bin so arm! So habet doch Erbarmen! Nur von eurem Ueberflusse begehre ich etwas wenig!“

Wie der hl. Joseph seinen Verehrern zu einem seligen Tode verhilft.

Einem Priester, der als Missionär am Senegal im westafrikanischen Afrika seeleneifrig wirkte, verdanken wir die folgende Erzählung:

Mühsam ritt ich durch eine Gegend, die ich noch nie betreten hatte, als ich plötzlich bei einer bewohnten Hütte ankam. Als ich die Schwelle der Hütte überschritten hatte, rief eine erschreckte Stimme zu mir: „Wer kommt da?“

„Ein armer Missionär,“ antwortete ich; „seid ohne Furcht. Der Friede des Herrn komme über dieses Haus und über alle, die es bewohnen.“

„Ein Priester!“ rief der Unbekannte in gutem Französisch. „Seien Sie willkommen, mein Vater, und machen Sie rasch...“

„Was denn...? Wer sind Sie...? Ein französischer Soldat? Wie sind Sie hierhergekommen? Was fehlt Ihnen?“

„Bitte, mein Vater, später davon; ich bin in meinem dritten Fieberanfall, und der spaßt nicht, wie Sie wissen... Beileben wir uns, zuerst mein Gewissen zu reinigen, nachher wollen wir plaudern, wenn Gott mir noch dazu Zeit läßt. Ich bin vorbereitet, fangen wir an.“

Die Gewissensangelegenheit wurde also durch eine heilige Beichte in Ordnung gebracht. Dann sagte ich zum Sterbensranken: „Sie haben ohne Zweifel viel und gut gebetet, denn es scheint mir sicher, daß Ihr lieber Schutzengel mich zu Ihnen geführt hat.“

„O, die Sache ist mir klar, mein Vater“, sagte der Sterbende, „wollen Sie wissen, welchem Umstande ich dieses Glück verdanke? Ich trage an mir den Gürtel des hl. Joseph, auch die Medaille von ihm und gehöre zur Bruderschaft von einem seligen Tode. Sehen Sie! Mein Gewissen war noch nicht in guten Zustande, daher mußte der hl. Joseph mir einen Priester zuführen. Darum habe ich ihn immer gebeten. Sie sehen, daß ich nicht mit Unrecht mein Vertrauen auf ihn gesetzt habe.“

Zwei Stunden später nahm der heilige Joseph die Seele seines frommen Verehrers zu sich. Der Soldat entschlief selig, um durch die Fürbitte des hl. Joseph einen gnädigen Richter zu finden.

Eine Erzählung aus alten Tagen.

(Fortsetzung.)

Geraume Zeit lag ich so im Busche verborgen; ich getraute mir kaum zu atmen, geschweige denn, mich zu rühren. Inzwischen stieg die Sonne höher am Firmament, ihr goldenes Licht spielte durch die Wipfeln und Zweige der Bäume und zeichnete wunderbare Kreise und Figuren auf die erschlagenen Leiber, die kalt und starr im hohen Gras lagen. Niesige, von den mächtigen Baumstämmen herabhängende Orchideen und Lianen bewegten sich wie Grassänder und Seile und auf einem nahen Baum ließ ein Regenvogel seine rauhe, krächzende Stimme hören. Dies war der einzige Laut, der mit dem zeitweiligen Nachzen der Bäume und dem Rauschen der Blätter das tiefe Schweigen unterbrach.

Schon glaubte ich mich sicher im törichten Wahne, alle Zukunftsrieger seien nun fortgezogen und hätten den einsamen Wald für immer verlassen; als ich plötzlich, kaum zehn Schritte von mir entfernt, einen Schrei

hörte, der mir das Blut in den Adern gerinnen ließ. Im jähen Schrecken fahre ich auf. Was ist los? — Ach, die Ama-Zulus sind noch im Walde, suchen das ganze Unterholz ab und stechen erbarmungslos jeden nieder, der ihnen in den Weg kommt.

Was tun? Soll ich bleiben oder fliehen? Das eine erscheint mir so gefährlich wie das andere, und namenlose Furcht schnürt mir das Herz zusammen. Doch der Zweifel ist mir bald gelöst. Ich kann einfach nicht länger bleiben, die Furcht vor den Ama-Zulus und ihren scharfen Speeren und knotigen Keulen treibt mich fort. Rasstlos renne ich, mir einen Weg durchs Gebüsch bahnend, dahin. Die Dornen zerpeitschten mir das Gesicht, hier strauchle ich über eine Baumwurzel, dort zischt eine Schlange neben mir auf, ich achte es kaum. In blindem Schrecken stürme ich wie ein Wahnsinniger dahin. Ich kenne nur einen Gedanken: Fort, fort von hier! Tief, tief in den Wald hinein, denn hier droht mir der Tod, der mir schon seit drei Tagen so hartnäckig auf der Ferse sitzt.

Zerissen, zerpeitscht und halb geblendet von den zahllosen Dornen und Schlingpflanzen, die mir Gesicht und Hände, Brust und Füße blutig rissen und schlügen, stürzte ich zuletzt in atemloser Hast einer Felsung zu, die mich ins Dunkel einer Höhle führte. Dasselbst treffe ich eine Gruppe von Menschen, die bei meinem Erscheinen laut aufschrien und sich erschreckt nach einem hintersten Winkel ihres Versteckes zurückziehen. Ich rufe ihnen zu, ich sei kein Zulu, sondern ein Pondomise, einer aus Ugashas Volk.

Endlich glaubten mir die guten Leute und kommen etwas näher heran. Wie sie sehen, daß ich unbewaffnet bin, voll Blut und in nicht geringerem Schrecken als sie selbst, da atmen sie wieder auf und fragen mich dann, wo die schrecklichen Ama-Zulus wären? — Ich erzählte ihnen nun ausführlich all das Schreckliche, das ich während der letzten Tage durchgemacht, sie aber wußten noch größere, noch unmenchlichere Greuel-taten zu berichten. Der Hauptinhalt ihrer Erzählung war dieser:

Ein Zulu-Heer war unweit des Meeres über den Umtambuna gesetzt und verheerte das ganze Land mit unerhörter Grausamkeit. Niemand konnte den Schrecklichen widerstehen; die einen waren im Kampfe gefallen, die andern verwundet, und sie, die armen Leute hier, waren nach Verlust ihrer ganzen Habe in den Impethyne-Wald geflüchtet, nur um das nackte Leben zu retten. —

So schlimm diese Kunde auch war, so ließ sie doch plötzlich in meinem Herzen einen Hoffungsstrahl aufleuchten. Ich dachte plötzlich wieder an das Wort des Inkosi der Ama-Pondo, das er auf jener Versammlung gesprochen: „Sage Ugasha, deinem Fürsten, daß die Ama-Pondo kämpfen werden, sobald der Zulu an den Umtambuna kommt!“ Siehe, nun waren sie gekommen, und damit war auch der Augenblick erschienen, da der Pondofürst sein gegebenes Wort einlösen mußte! Dieser Gedanke schwellte mir gewaltig das junge Herz in der Brust: drum rief ich freudig aus:

„Männer vom Pondoblut, höret, was ich euch sage! Vor wenigen Tagen erst war ich beim Inkosi-Mkulu der Ama-Pondo als Gesandter meines Fürsten Ugasha. Ich forderte ihn auf, uns beizustehen im Kampfe gegen die Ama-Zulu. Da hielt der Pondofürst mit seinem Indunas eine lange Beratung und sagte mir dann, daß er mit seinem ganzen Volke

kämpfen werde, sobald der Zulu den Untambuna über-
schritte. Madoda, Männer, das ist nun geschehen! Drum
auf! Laßt uns hier nicht warten, bis wir in unsern
Löchern wie Ratten erschlagen werden. Wir wollen
hinüber über den Fluß, wollen uns mit der großen
Bondo-Armee vereinen und kämpfen gegen die Ama-
Zulu!"

Anfangs sahen mich namentlich die älteren Män-
ner mit scheelen Blicken an, und ich hörte, wie man-
cher von ihnen etwas durch die Zähne murmelte wie
„Umfana! bist ja bloß ein Knabe!" Anders die Jusi-
wa, die jungen Burtschen! Sie waren sofort Feuer
und Flamme für meinen Plan, und zuletzt stimmten
mir auch die Alten zu. Unser Plan war nun der:
Leise wollten wir unsere Höhle verlassen, auf der
ganzen Strecke überall vorsichtig den Weg ausspähen,
um so sicher zu einer Stelle zu gelangen, wo der Un-
tambuna erst ein mäßig großer Bach ist und daher von
allen leicht überschritten werden konnte. Denn es wa-
ren auch mehrere kleine Knaben bei uns und Mütter
mit Säuglingen auf dem Rücken.

So brachen wir also auf. Vorsichtig verließen
wir unsere Höhle und marschierten leise, beständig
nach allen Seiten vorsichtige Umschau haltend, durch
die mit niedrigem Buschwerk bestandene Gegend. Lei-
der fehlte es uns aber an jeglicher Nahrung, und
viele von uns hatten schon seit mehreren Tagen nicht
das Geringste genossen. So kam es, daß einer der Kna-
ben schon nach einer verhältnismäßig kurzen Strecke
ganz erschöpft zusammenbrach und nicht mehr weiter
konnte. Seine Mutter, die noch ein kleines Kind auf
dem Rücken trug, gab sich zwar alle erdenkliche Mühe
den armen Knaben zu bereiten, daß er doch aufstehe
und mit uns weitergehe, sonst sei er verloren. Um-
sonst, er war zu elend und kraftlos, er konnte ein-
mal nicht mehr. —

Wer beschreibe nun die Not und den Schrecken der
guten Mutter! Hier lag ihr armes Söhnchen dem
Verschmachtenden nahe. Sollte sie es allein zurücklas-
sen? Unmöglich! denn das war sein sicherer Tod.
Entweder mußte es da Hungers sterben, oder lief
Gefahr, von den überall umherstreichenden Zuluz ge-
funden und grausam erschlagen zu werden. So blieb
sie also bei dem armen, verschmachtenden Kind. Doch,
wie sie die andern nun weiter ziehen sieht, kommt
ihr erst der Gedanke an die eigene Gefahr. Sie ist
ja ebenso sicher verloren, wie der arme Knabe, der
schon sterbend am Boden liegt! Ist denn niemand da,
der sich ihrer erbarmte, der ihr und ihrem lieben,
guten Kinde Rettung brächte in solch' schrecklicher
Not? —

Doch da hofft sie vergebens. Alle die vielen Flücht-
linge sind nur darauf bedacht, das eigene Leben zu
retten. Wer dachte da an das arme Weib und ihr halb-
verhungertes Kind? — Wie sie nun sieht, daß ihre
Landsleute immer weiter und weiter marschieren, und
daß sie einsam und verlassen mit dem Knaben zurück-
bleiben müsse, fing sie in ihrer Not laut zu jammern
und zu weinen an.

Einer der herzlosen Männer wandte sich um und
schrie ihr zu: „Wilst du Schweigen, du törichtes Weib!
Werkst du nicht, daß du mit deinem dummen Geheul
uns die Zuluz auf den Hals bringst?" — Doch die
bedrängte Mutter ließ sich in ihrer Angst nicht be-
ruhigen. Sie schien alle und Jede Ueberlegung ver-
loren zu haben, und weinte und schrie nur immer um
ihr armes, verlorenes Kind.

Da eilte der Mann zu dem Weibe zurück und
schlug sie mit seinem dicken Knotenstock derart auf den
Kopf, daß sie leblos zusammenbrach. Sie rollte der
Länge nach in das wilde, hohe Gras. Da lagen sie
nun beisammen: der halb bewußte Knabe, die tote
Mutter und ihr Kind: denn sie trug, wie oben bemerkt,
noch ein kleines, erst ein paar Wochen altes Kind
auf dem Rücken. —

Wie hieß der Unmensch, der dies getan? Ich
weiß es nicht, ich habe nie seinen Namen erfahren.
Ich sage nur: noch bevor eine knappe Stunde verging,
hatten auch ihm die Zulukrieger den harten Schädel
eingeschlagen.

Wir marschierten weiter. Nach fünf Minuten
etwa kamen wir in den Wald an eine Lichtung, wo
ein munteres Wässerchen über den Abhang eines Hü-
gels rieselte. Wir erquickten uns an dem frischen Naß
und setzten nach kurzer Rast unsere Wanderung weiter.
Noch mochten wir keine 500 Schritte gegangen sein,
als wir plötzlich einen gellenden Aufschrei hörten. Er-
schreckt blickten wir um, und sahen nun, wie gegen
1000 Zulukrieger die nächste Anhöhe herunterrennen.
wo sie sich im Gras und Buschwerk versteckt gehalten
hatten!

Was nun? Ratlos stehen wir da und starren ein
paar Augenblicke die Krieger an, die uns mit Windes-
eile und unter furchbarem Geschrei näher und näher
kommen. — Einige von uns rannten instinktmäßig
wieder dem Walde zu, aus dem sie soeben gekommen.
Vielleicht gelang es ihnen dort, wieder ein einsames
Versteck zu finden. Bald jedoch bleiben sie unschlüssig
stehen, denn da taucht im Walde gerade ihnen gegen-
über ein weißer Federbusch neben dem anderen auf.

Unsere Angst, unser Entsetzen und die allgemeine
Ratlosigkeit war so groß, daß manche wie die Ameisen
bald vorwärts, bald rückwärts rannten. Nur einige,
wenige entschlossene Männer pflanzten sich, Rücken
gegen Rücken gewendet, auf, bereit zu kämpfen und
ihr Leben möglichst teuer zu verkaufen. Das war
mutig gehandelt, doch nützen konnte es solcher Ueber-
macht gegenüber nichts.

Und ich? Nun ich sah bald, daß da alles ver-
loren sei, und uns nichts mehr übrig bleibe, als
der Tod. Auch ich wollte als Held sterben, und nicht
als erbärmlicher Feigling. Merkwürdigerweise fühlte
ich gerade jetzt, da mir der Tod so nahe stand, nicht
mehr die geringste Furcht. Ich nahm also meinen hal-
ben Assegai, den ich noch immer bei mir trug, hielt
ihn fest in der Rechten und ging ganz allein geraden-
wegs auf die feindliche Linie zu. Hier faßte ich einen
Zulukrieger von martialischer Gestalt und Größe scharf
ins Auge. Dieser aber brüllte wie ein wilder Stier
und rannte blindlings auf mich zu, mir mit seinem
Bangwan (langen Messer) den Leib aufzuschlitzen.
Schon ist er mir auf Armeslänge nahe gekommen,
als ich mich plötzlich flach auf den Boden nieder-
werfe. Der riesenhafte Zulu stolpert über mich und
schlägt seine Nase ganz erbärmlich an einem spitzigen
Steinblock auf. Eine halbe Sekunde später war ich
schon wieder auf den Füßen, noch einen Moment,
und ich sah mich außerhalb der feindlichen Linie, und
ließ nun wie ein gehehtes Wild aus Leibeskräften dem
Flusse zu.

Zwei junge Zuluz rannten hinter mir her, allein
ich war der Schnellere und kam zuerst an den Fluß.
Das Wasser war tief, vom bloßen Durchwaten konnte
keine Rede sein. Doch im Vertrauen auf meine viel-

erprobte Schwimmkunst sprang ich mutig hinein und schwamm hinüber. Die beiden Zulus konnten offenbar nicht schwimmen, denn sie standen zunächst unschlüssig am Wasser und sondierten mit ihren Stöcken seine Tiefe. Dann kehrten sie um, um ihren Genossen bei deren teuflischen Arbeit zu helfen.

Und worin bestand diese? Im Spizen und Einrammen von Pfählen. Wer sich von unsern Leuten im Kampf widerlegt hatte, war erschlagen worden. Jeder aber, der um Pardon bat, sowie alle Frauen und Kinder wurden von diesen Scheusalen lebendig gespießt. Das also hieß Gnade finden in den Augen eines Zulu! Kein Wunder, daß man mit der Zeit im ganzen Lande diesen „Thronsiß“ mehr fürchtete, als jede andere Todesart.

Fortf. folgt.

Etwas über die „Mariannhiller“.

Was für Missionare sind die „Mariannhiller“? Es sind das die früheren deutschen Trappisten, die unter dem P. Franz Pfanner (als Prior und später als Abt) im Jahre 1882 in Natal, Südafrika, eine segensreiche Missionsstätigkeit begannen, die sich dann von dort über die an Natal angrenzenden Teile der Kapkolonie und Rhodesia bis nach Deutsch-Ostafrika ausdehnte.

Durch Dekret vom 2. Februar 1909 hat der hl. Stuhl diese Mariannhiller-Trappisten durch Milderung ihrer strengen Lebensweise und zweckentsprechende Aenderung ihrer Verfassung der Missionsarbeit besser angepaßt, sie zu einem neuen Orden der „Mariannhiller“ umgestaltet.

Die Regel des hl. Benedikt bleibt nach wie vor die Grundlage für die Lebensweise dieser Missionare, in der äußeren Erscheinung werden sie auch in Zukunft fast dieselben bleiben. Im Gegensatz zu den früheren Strenghheiten der Trappisten, haben die jetzigen „Mariannhiller“ in ihrer Tagesordnung täglich gemeinschaftliche Rekreation (Unterhaltung), reden tagsüber aus jedem vernünftigen Grunde ohne dafür wie früher einer besonderen Erlaubnis des Obern zu bedürfen mit einander und mit Fremden, genießen Fleischspeisen und beobachteten das Fasten- und Abstinenzgebot nach der Ordnung der Diözese, in der sie tätig sind.

Die „Mariannhiller“ besorgten bis 1910 in Süd-Afrika bereits 28 Missionsstationen unter drei verschiedenen Stämmen, den Zulus, Sutus und Kojas, waren von 1897–1905 auch in Deutsch-Ostafrika tätig.

Das südafrikanische Klima entspricht nicht dem europäischen, allein es ist verhältnismäßig gesund, zumal auf den meisten unserer Stationen in Natal und der Kapkolonie. Der Boden ist im allgemeinen fruchtbar, bedarf aber fleißiger Bearbeitung; der Feldbau leidet viel unter monatelanger Dürre und unter Hagelschlag. Wer sich eingehenderen Aufschluß über die Tätigkeit der „Mariannhiller“ verschaffen will, der beziehe und lese den einen oder anderen Jahrgang des „Vergißmeinnicht“, eine illustrierte Missionszeitschrift von Mariannhill, Preis: 12 Nr. 1.50 Mark (2 Nr., 2 Fr.) oder früherer Jahrgänge des „Mariannhiller Missionskalenders“, Preis: 0.50 Mark (60 Heller, 60 Centim.) ganz besonders das vorzügliche und reich illustrierte Werk (190 Seiten): „Das Trappisten-Kloster Mariannhill, Bilder aus dem afrikanischen Missionsleben“, Preis 4.00 Mark (5 Kr., 5 Fr.). Zu be-

ziehen von jeder Vertretung der Mariannhiller Mission.

Unter den Mariannhiller-Missionaren gibt es Laienbrüder und Patres.

Die Laienbrüder finden bei den vielseitigen Bedürfnissen einer ausgedehnten Mission unter den Heiden eine sehr nützliche Verwertung, sie sind die rechte Hand der Priester-Missionare. Sie obliegen ihrer Bestimmung gemäß den Arbeiten der Landwirtschaft und Viehzucht, sowie allen Arten von Handwerken, werden jedoch auch als Aufsichtsbrüder in den Schulen, als Lehrer und Katecheten direkt für die Mission verwendet. Jedem wird sein Amt und seine Beschäftigung in widerruflicher Weise vom 1. Obern, dem Propst, oder dessen Stellvertreter zugewiesen. Es waren bisher immer noch zu wenige Brüder zur Verfügung. Vom vollendeten 19. Lebensjahre ab finden Postulanten, denen kein Hindernis im Wege steht, als Laienbrüder zu jeder Zeit Aufnahme. Wer schon über 40 Jahre alt ist, sollte in besonders günstiger Verfassung sein, wenn er sich noch nützlich in der Mission betätigen wollte.

Die Patres sind teilweise mit verschiedenen regularen Ämtern im Kloster betraut, teils als Dozenten bei den Kandidaten der Philosophie und Theologie tätig; andere sind als Beichtväter und Magister mit der geistigen Leitung der Brüder und Missions-Schwester, die Mehrzahl aber mit direkter Missionsarbeit auf den verschiedenen Stationen betraut.

Für beide Klassen der erwähnten Missionare besteht das Noviziat in Mariannhill und wird auch dort in Zukunft bleiben, (nicht aber in ein replantes Probehaus, in welchem nur von einem Vor-Noviziat die Rede sein wird, verlegt werden.)

Von der Aufnahme in das Noviziat sind nach Bestimmungen der hl. Kongr. der Religiös. v. 7. August 1909 ausgeschlossen, und zwar unter Strafe der Nullität der Profess:

1. Diejenigen, welche aus Kollegien, auch Laienkollegien, wegen schlechter Sitten oder wegen anderer schwerer Vergehen (crimina) ausgeschlossen sind.
2. Diejenigen, welche aus Seminarien, geistlichen oder religiösen Erziehungsanstalten aus irgend einem Grunde weggeschickt worden sind.
3. Diejenigen, welche, sei es als Professoren, sei es als Novizen von irgend einem anderen Orden oder einer anderen Kongregation weggeschickt worden sind, oder als Professoren Dispens von den Gelübden erlangt haben.
4. Die als Professoren oder Novizen in einer Ordensprovinz aus dieser weggeschickt wurden, nun in eine andere demselben Orden oder derselben Kongregation gehörige Provinz wieder aufgenommen zu werden wünschen.

Zur Aufnahme in einen Missionsorden ist vor allem der Beruf erforderlich, ohne welchen ein glückliches Leben in demselben nicht denkbar ist. Dieser Beruf ist eine Gnade Gottes und oft zu erkennen an Liebe und Neigung:

1. Zum pünktlichen Gehorsam unter vollkommener Verzichtleistung auf den eigenen Willen,
2. zur Demut und Selbstverläugnung,
3. zur Entbehrung und zum Gebet,

4. zum Seelenheile der Mitmenschen (besonders der Heiden) durch freiwillig gebrachte Opfer gern mitzuwirken.

Ein Gesuch um die Aufnahme in das Missionskloster Mariannhill richtet man in Europa gewöhnlich an den Procurator dieser Mission (Würzburg, Reibelsitzgasse 10). In demselben sind die Beweggründe bekannt zu geben, durch welche man zu dem Entschlusse, in diese Mission einzutreten, gekommen ist; ferner Alter und bisherige Beschäftigung, letztere wenn möglich, durch diesbezügliche Zeugnisse zu bestätigen. Hat der Kandidat schon bessere Schulen besucht, gebe er an, welche und wie weit seine Schulkenntnisse gehen; die darauf bezüglichen Zeugnisse wären beizufügen.

Für die Zulassung ins Noviziat der Patres sind nach neueren Bestimmungen Pius X. für alle Orden (demnach auch für die Mariannhiller) für gewöhnlich die Abolvierung der Gymnasialstudien erfordert, in einzelnen Fällen, wo wichtige Gründe vorliegen, kann ein Kandidat zugelassen werden, wenn er wenigstens die Prüfung der 4. Gymnasialklasse vorschriftsmäßig bestanden hat. Für weitere Dispens müßte einer sich an den hl. Stuhl wenden. Vor dem 15. Lebensjahr kann einer wohl in ein Probehaus, nicht aber in's Noviziat eintreten. (Vergl. Bestimm. üb. erforderl. Stud. v. 7. September 1909.).

Der Kandidat muß geistig und körperlich gesund sein. Es können nicht aufgenommen werden solche, in deren Familien erbliche Krankheiten wie Schwind-sucht, Gehirnkrankheiten u. vorkommen, ebenso sind Nerven- und in hohem Grade Augenschwache und Magenleidende von der Aufnahme ausgeschlossen, ferner jene, die an Skrupulösität und Trübsinn leiden. Es können auch nicht aufgenommen werden, welche noch nicht getilgte Schulden oder Verpflichtungen gegen eine dritte Person haben.

Jeder Postulant, der um Aufnahme als Laienbruder bittet, muß einschicken:

1. Einen Tauf- und Firmschein nebst einem Sittenzeugnis seines Seelsorgers, letzteres im geschlossenen Kuvert.
2. Ein ärztliches Zeugnis über den Gesundheitszustand.
3. Ein Minderjähriger die schriftliche Zustimmung seiner Eltern, beziehungsweise Vormünder.

Jeder Postulant, der um die Aufnahme ins Noviziat der Patres bittet, bedarf ferner:

4. Der litterae testimoniales (vom Ordinariate im geschlossenen Kuvert), und zwar von dem Bischofe der Geburtsdiözese und von jedem anderen, in dessen Diözese er sich nach vollendetem 15. Lebensjahre mindestens ein Jahr aufgehalten hat.
5. Für Priester-Postulanten sind außerdem noch die litterae dimissoriales erforderlich.

Um wegen Militärverhältnissen nicht auf Schwierigkeiten zu stoßen, ordne jeder die diesbezüglichen Papiere. Es sei hier noch besonders darauf aufmerksam gemacht, daß ein Angehöriger des deutschen Reiches nach vollendetem 17.—25. Jahre nicht auswandern, d. h. auf gesetzlichem Wege seine Staatsangehörigkeit ändern kann. Wohl aber kann ihm gestattet werden, auch in diesem Alter sich im Auslande aufhalten zu dürfen. Solche, welche in der Militärpflicht stehen, können nicht aufgenommen werden.

Bis auf weiteres werden, wie bisher zweimal im Jahre gegen April und Oktober die Postulanten, die sich für die Aufnahme in Mariannhill durch die Procuratur gemeldet haben und zugelassen sind, gemeinschaftlich von Köln am Rhein nach Mariannhill befördert werden. Sehr oft hat es sich getroffen, daß in einer solchen Reisegeellschaft ein Priester-Postulant war, woraus den Mitreisenden besondere Vorteile erwachsen. Genauere Angaben bezüglich der Abreise und weitere Einzelheiten werden den Beteiligten zeitig genug bekannt gemacht.

Für die Reise sind im Allgemeinen an Kleidungsstücken drei Anzüge und sechsmal volle Wäsche erforderlich. Am bequemsten sind zur Mitnahme des notwendigen Reisegepäcks zwei feste Handkoffer.

Eine besondere Mitgift (Vermögen) für den Eintritt ins Kloster war bisher nicht erforderlich. Für das Reisegeld jedoch muß jeder selbst eintreten. Sollte ausnahmsweise einer in dieser Beziehung von der Mission einer Unterstützung bedürfen, so müßte er sich direkt mit Begründung und Empfehlung seines Geistes durch das Pfarramt an den 1. Obern der Mariannhiller-Mission wenden. Als Reisegeld für 3. Klasse von Köln bis Mariannhill (Natal, Süd-Afrika) ist erforderlich für jeden Postulanten aus Deutschland 300 Mark, aus Oesterreich 350 Kr., aus der Schweiz 350 Fr., aus anderen Ländern ein dieser Summe entsprechender Betrag.

Wenn dieses Geld einen Monat vorher an eine Geschäftsstelle unserer Procuratur eingesandt ist, wird diese die Lösung der Fahrkarten usw. besorgen. In genannter Summe ist die ganze Verpflegung auf dem Schiffe bis an das Reiseziel Durban, Natal eingeschlossen. Es sollte jedoch nach Möglichkeit jeder Postulant je nach der Entfernung für die Reise nach Köln und als Taschengeld auf dem Schiffe noch 50 bis 100 Mark (Kr. Fr.) beistellen. Wer einzeln 2. Klasse fahren will, würde fast das doppelte Reisegeld benötigen.

Nach Ankunft im Kloster beginnt nach kürzerem oder längerem Postulat für die Brüder das zweijährige, für die anderen das einjährige Noviziat. Bis zum Ende desselben sollte es sich herausstellen, ob der Kandidat Beruf zum Mariannhiller-Missionsleben hat, oder nicht. Es steht ihm vor Ablegung der Profess frei, falls er sich zu der neuen Lebensweise nicht entschließen will, täglich seinen Austritt und seine Rückreise (natürlich auf eigene Kosten) zu bewirken. Ueber seine definitive Aufnahme in den Orden nach abgelaufenem Noviziat entscheiden aber die in den Konstitutionen des Institutes vorgesehenen Bestimmungen.

Für eine mögliche Rückkehr des Postulanten (als solcher oder in irgend einer anderen zukünftigen Eigenschaft) von Süd-Afrika in die Heimat muß jeder auch dieses Reisegeld vor seiner Abreise von Europa in unserer Procuratur wenigstens sicher stellen.

Es ist sehr wünschenswert um nicht zu sagen notwendig, daß ein Ordenskandidat, so lange die Mission noch kein Probehaus in Europa eröffnet hat, persönlich durch den ihm am leichtesten zugänglichen Vertreter unserer Mission alle ihm noch notwendig erscheinenden oder auch nur nützlichen Erkundigungen einziehe.

Von Gott nicht zum Ordensleben berufene Postulanten haben hier und da nach ihrem Rücktritt oder

ihrer Entlassung aus dem Kloster den Versuch gemacht, von der Mission nicht bloß ihre Reiseauslagen zurück bezahlt zu haben, sondern obendrein für ihre während ihres Aufenthaltes im Kloster geleisteten Dienste noch eine Entschädigung zu fordern. Diesbezügliche traurige Erfahrungen haben es ratjam erscheinen lassen, von jedem Postulanten vor seiner Abreise nach Afrika oder doch vor seinem Eintritt ins Kloster eine Verzichtleistung auf Entschädigung irgend welcher Art für den Fall des Austrittes oder der Entlassung zu fordern.

Die Welt hält es nicht für etwas Geringes, ihr Lebenswohl zu sagen, wenn sich einer in ein Kloster zurück zieht; sie bewundert es, wenn jemand Haus und Hof, Vater und Mutter, Bruder und Schwester und was ihm sonst noch lieb und teuer ist, um Gottes Willen verläßt, um im fernen Heidenlande jenseits des Meeres unter mancherlei Entbehrung an der Beförderung armer, verachteter Schwarzen mitzuarbeiten. Wofür die Welt kein rechtes Verständnis hat, das betrachtet der von Gott Berufene im Lichte des hl. Glaubens als einen dem höchsten Herrn erwiesenen niederen Dienst, als eine besondere Gnade, ihn nur leisten zu dürfen. Durch diesen Ruf fühlt er sich geehrt und wird begeistert für das, was sein Schöpfer und Gebieter im gegebenen Falle von ihm fordert. Die Aufnahme in die klösterliche Gemeinde erscheint dem berufenen Postulanten als eine vorzügliche Begünstigung und ein hochgeschätzter Vorteil. Darum läßt auch die hl. Kirche bei der Aufnahme in den Orden den Novizen auf die Frage des Oberen: Was verlangen Sie? antworten:

„Die Gnade Gottes und die Barmherzigkeit des Ordens!“

O! möchten nur solche, welche diese Bestimmung haben, sich den Ordensmissionaren von Mariannhill anschließen! Möge die göttliche Vorsehung den jetzigen „Mariannhillern“ noch viele echte Berufe erwecken!

Antoniusbrot

für Afrika teils als Bitte, teils als Dank ist eingegangen aus: (Veröffentlichung war versprochen)

Aßmannshausen, Geisenheim, Aachen, Carum, Contern, Gärzenich, Wever, Dehoven, Borghorn, Bodum, Coblenz, Frimmersdorf, Birgel, Brand, Daseburg, Kevelaer, Bonn, Lipppringen, Kaiserswerth, Grevenbroich, Koppal, Rees, Metelen, Metingen, Köln, Sülz, Heusweiler, Borghorst, Sayvey, Warburg, Ottmarsbocholt, Dottorf, Bielefeld, Affeln, Gehen, Buir, Hemmerden, Botthausen, Wigerath, Witzfeld, Gelsenkirchen, Rehlingen, Belsen, Bullay, Goch, Dehoven, Dahl, Gärzenich, Aachen, Essen, Düren, Heilsberg, Bonn, Baderborn, Montjoie, Cleve, Rhebebrügge, Rheidt, Aachen, Brand, Heilsberg, Hüttersdorf, Rhebebrügge, Ebern, Irrel, Alrweiler, Steele, Mölsdorf, Wärseln, Niedereding, Stielborferhohn, Kemscheid, Belmebe, Gemmerich, München, Berlin, Scheyern, Kirchheim, Bräunlingen, Meisenheim, Dorfprozelten, Rannungen, Ohlungen, Bergendorf, Schlehndorf, Untertraubenbach, Rottenstein, Bohenheim, Nimlingen, Bohenheim, Mitterteich, Thann, Säckingen, Lindenberg, Nürnberg.

Dankfagungen

gingen ein aus: Köln, Bannern, Witzfeld.

Gebets-Empfehlungen.

Um Nächstenliebe. Gute Nachbarschaft. Die Kinder einer Familie. Schwerkranker Vater. Für drei Anliegen eines bedrängten Vaters. Um Beförderung eines Familienvaters. Eine Herz- und

lungenleidende Person. Um besseres Augenlicht. Ein Mädchen um Bewahrung der Unschuld. Erstkommunikanten. Gute Prüfung. Gute Vergebung. Eine Herrschaft, dreimal. Um Frieden. Bäckergemeinde. Kranke Frau. Um Frieden im Hause. Ohrenleidende, viermal. In Geldnot. Verhütung v. Unglück im Stall. Ein lieberlicher Mann, der viel Vergnügen gibt. Ein bedrängter Familienvater um Erlangung einer Stelle. Beförderung eines Kirchenbaues. Wiederrufen eines verlorenen Kindes. Guten Ausgang einer Operation. Ungehorsamer Sohn. Gute Sterbestunde. Kranke Kinder, viermal. Ein Mädchen, das eine gemischte Ehe eingehen will. Um Beförderung eines Andersgläubigen. Eine Prozeßangelegenheit. Sinnesänderung eines Vaters. Um gutes Fortkommen im Studium. Ein Bruder um sichere Stellung. Um den wahren Beruf. Unglück. Entbindung, viermal. Befreiung von Seelenleiden, zweimal. Verschiedene Klagen, 15mal. Neuntägige Andacht. In großer Geldnot. Gute Beichten. Epileptische. Ein Gymnasiast. Ein Irrekläubiger. Hausverkauf, zweimal. Schwerkranker, dreimal. Ein abgeirrter Bruder. Trunkfälliger, sechsmaal. Um Kinderlegen. Glückliche Deirat, zweimal. Geistesranke, Halsleidende. Um Gesundheit, dreimal. Um Frieden, zweimal. Um glückl. Standeswahl, viermal. Um Geduld. Eine große Sünderin. Um glückl. Sterbestunde, sechsmaal. Ein ungläubiger leichtsinniger Sohn. Um Eifer. Geldanliegen. Schwächliches Kind. Abwendung v. Unglück im Stall, zweimal. Ablegung einer Gewohnheitsfunde. Eine Sünderin. Um gute Stelle. Ein Familienvater. Um gute Dienstboten. Guten Geschäftsgang, viermal. In sehr bedrängter Lage, sechsmaal. Wiedererlangung verlorenen Geldes, zweimal. Priesterkandidaten, viermal. Ungeratene Söhne und Töchter, zehnmal. Verstoßte Sünder, fünfmal. Aufgeregte Kinder, sechsmaal. Passende Stelle für 1 Priester.

Diese und alle anderen Anliegen unserer Wohltäter empfehlen wir dem Gebete der Missionsgemeinde, der schwarzen Kinder, der Neubekehrten und aller Leser des Borgiaemineicht.

Memento!

Von unseren Wohltätern und Mitgliebern unseres Wohltäter-Messbundes sind gestorben und werden dem frommen Gebete unserer Leser empfohlen:

Karolina Sauer, Segelbach. Maria Wiegand, Nardorf. Johann Schneider, Oberursel. Johann Schloffer (Voi), Bödingen. Gottfried Abegg, Steinerberg. Gall, Berichs. Lisette Baur, Sarmenstorf. Kreszentia Huber, Flawil. Witwe Eberle, Haggenschwil. Heinrich Ahmann, Holtshausen. Heinrich Boote, Dorsten. Baum, Schemich. Gertrud Passroth, Hadenbrösch. Agnes Loeven, Capellen. Gertrud Keping, Capellen. Peter Puhl Konrad, Saarwellingen. Kath. Simon, Freund. Eva Barth, Burtcheld. Johann Barion, Wülfelheim. Heinrich Jangmann, Odenburg. Anna Wulking, Bockern. Emil Wegener, Böhsum. Gertrud Kshenr. Elisabeth Godt, Borghorst. Elisabeth Dirbaum. Josefina Schuler, Goshheim. Theresia Han. Leutkirch. Johanna Krug, Allenshofen. Johann Scheichensauer, Neudorf. Georg Haas, Bamberg. Johann Simon, Hilbertshausen. Anna Köfede, Würzburg. Baptist Harg, Dammersheim. Dionisius Ulrich. Georg Seidl, Wieden. Anna Gutner, Gelsstetten. Philipp Kreis, Neuses. Sebastian Stegmann. Josefa Dangel. Franziska Nodi. Elisabeth. Giron, Schnepfenbach. Apollonia Pfister, Würzburg. Kath. Fickinger, Hedenbalheim. Andreas Rid, Mindelheim. Florent Schneider, Wüllerhof. Bruno Breuer, Breslau. Josef Fromberg, Rühwühl. Franz Elsäffer, Wiesen. Theres Baumann, Landsheim. Josef Hopfinger, Heinrichsbrunnreuten. Gustav Weig, Paris. Sabine Yang, Holztrichhausen. Josef Reimaier und Theres Kauer, Borslengensfeld. Katharina Schagan. Kreszent Kirch, Zinnenheim. Anna v. Lechensfeld, München. Maria Lettner (Schw. Helena O.S.B.). Ostafrika. Anna Lettner, Bernried. Barbara Gmeiner, Wendheim. Rüttiger, Rüdensthal. Elise Vintereder, Erbach. Joh. Bapt. Gajner u. Benedikt Gajner, Au a. Inn. Georg Müller, Wies. Rosina Bannrecht, Hundsbad. Kästel, Schiltigheim. Frz. Peter u. Elisabeth Schaffner, Ebesheim. Maria Hillmeier, Jillenberg. Viktoria Walthum, Mühlendorf.

Zur gest. Notiz.

Anfangs April reisen wieder Postulanten nach Mariannhill. Bezügl. Ansr. sind zu richten an die Vertretung

Der Mariannhill Mission, Würzburg.

Der heutigen Nr. liegen zwei Bilder bei. Sollte jemand für weitere zur Verteilung an wohlthätige Freunde zweckmäßige Verwertung haben, so sind wir gern bereit, solche noch (gratis) zu vermitteln.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kopp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei Würzburg G. m. b. H.